

Jubiläumsausgabe

Heft 60

Dezember 2022

30. Jahrgang

FORUM *Supervision*

Profession und Arbeitsbündnis

Monika Althoff
Miriam Bredemann
Peter Conzen
Tim Emmerling
Heike Friesel-Wark
Katharina Gröning
Regina Heimann
Dorothee Lebeda
Heidrun Stenzel
Volker Jörn Walpuski

Onlinezeitschrift für Beratungswissenschaft und Supervision: „FoRuM Supervision“

Profession und Arbeitsbündnis

(Heft 60)

30. Jahrgang

Herausgegeben von

Prof. Dr. Monika Althoff

Prof. Dr. Frank Austermann

Prof. Dr. Heike Friesel-Wark

Prof. Dr. Katharina Gröning

Prof. Dr. Dorothee Lebeda

Redaktion

Dr. Miriam Bredemann

Karin Deppe

Tina Heitmann

Sascha Kaletka

Heidrun Stenzel

Volker Jörn Walpuski

Ausführende Redaktion

Luisa Morys

Kontakt

Zentrum für wissenschaftliche Weiterbildung an der Universität Bielefeld e. V. (ZWW)

Weiterbildender Masterstudiengang „Supervision und Beratung“

z. Hd. Frau Prof. Dr. Katharina Gröning

Postfach 100131

33501 Bielefeld

E-Mail: onlinezeitschrift.supervision@uni-bielefeld.de

Homepage: <http://www.beratungundsupervision.de>

ISSN 2199-6334



Dezember 2022, Universität Bielefeld

Inhalt

Erratum	5
Vorwort	6

I Leitartikel

Peter Conzen Urvertrauen – noch Eckstein der gesunden Persönlichkeit? <i>Vertrauenskrisen in der postmodernen Welt als wachsende Herausforderung für Beratung, Psychotherapie und Supervision</i>	10
--	----

II Schwerpunkte

Heike Friesel-Wark Der Klient*innen-Körper als Teil eines pädagogischen Beziehungsraumes – Implikationen für die Fallsupervision	39
Dorothee Lebeda Arbeitsbündnis in der Pflegeberatung	53
Monika Althoff Soziale Arbeit, Supervision und das Problem der Kritik – zur Bedeutung eines kritischen Gegenüber in Sozialer Arbeit und Supervision	69
Miriam Bredemann Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit in der Supervision – Diskurslinien	84

III Beratungsforschung

Katharina Gröning Zur Entwicklung des Masterstudiengangs Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld – eine Positionsbestimmung	110
Tim Emmerling Der Sinn hinter dem Scheitern – Fritz Schützes hermeneutische Fallanalyse und die Verlaufskurve des Erleidens	122

IV Berichte

Volker Jörn Walpuski Übergänge <i>Ein Bericht von der Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Supervision und Coaching e. V. am 11. und 12. November 2022 in Hannover</i>	136
Heidrun Stenzel Blick zurück nach vorn <i>Ein Bericht von der Jubiläumstagung der Zeitschrift „Supervision“ am 4. und 05 November 2022</i>	

in Berlin

148

V Rezensionen

Regina Heimann

Anleitung ein anderer zu werden

152

Katharina Gröning

Die Dimension des Körpers im Kontext sozialer Arbeit in der Psychiatrie: Eine rekonstruktive Studie zum Umgang mit dem Klienten-Körper

154

Autor*innenverzeichnis

158

Veranstaltung

160

Erratum

Die Herausgebenden mussten feststellen, dass in der Zählung der Jahrgänge seit Heft 57 im Juni 2021 ein Fehler unterlaufen ist. Dieser ist nun nachträglich wie folgt zu korrigieren:

- Heft 57 ist im Juni 2021 erschienen und fälschlich als Jahrgang 30 bezeichnet. Richtig ist Jahrgang 29.
- Heft 58 ist im Dezember 2021 erschienen und fälschlich als Jahrgang 31 bezeichnet. Richtig ist Jahrgang 29.
- Heft 59 ist im Juni 2022 erschienen und fälschlich als Jahrgang 32 bezeichnet. Richtig ist Jahrgang 30.
- Ab Heft 60 ist die Jahrgangsnummerierung wieder korrekt. Für die daraus entstandenen Fehler in Zitierungen möchten wir uns entschuldigen.

Die Herausgebenden

Vorwort

Sehr geehrte Leser*innen und Freund*innen der Zeitschrift und der Supervision, das Heft 60, in gewisser Weise ein Jubiläumsheft, steht ganz im Zeichen der Tagung zum eigentlich zehnjährigen Bestehen des Weiterbildenden Masterstudiengangs Supervision. Dieser hat als eigenständiges Angebot 2012 begonnen, nachdem zuvor eine Kooperation mit dem FIS in Wiesbaden eher ungünstig verlief und beendet werden musste. Zu viele institutionelle Übertragungen auf die Universität als machtvolle Organisation und Institution hatten das Vertrauen in eine gute Zusammenarbeit brüchig gemacht. Hinzu kamen konzeptionelle Differenzen zur Ausrichtung und schließlich Uneinigkeiten im Umgang mit Studierenden. Während das psychoanalytisch orientierte FIS den Beziehungsraum wie in der Psychoanalyse abstinent gestalten wollte, vertrat die Studiengangsleitung das Konzept der wissenschaftlichen Gemeinschaft, in der es z.B. auch üblich ist, dass Lehrende und Studierende zusammen essen und Studierende bewirtet werden. Doch das sind Anekdoten. Ab 2012 also startete der Studiengang in alleiniger Verantwortung der Fakultät für Erziehungswissenschaft mit zunächst 14, später dann 20 Studierenden. Aus dem Kreis der Absolvent*innen des Studienganges sind sechs Promotionen hervorgegangen: Aus dem Kreis des FIS zwei Absolventen, wobei eine – Prof. Dr. Monika Althoff – bei Katharina Gröning und Hans-Uwe Otte mit dem Thema „Fallsupervision“ promoviert hat. Monika Althoff ist heute Professorin für Soziale Arbeit an der privaten Hochschule IU und lehrt in Dortmund.

Aus dem Masterstudiengang heraus hat Miriam Bredemann bei Katharina Gröning und Dieter Timmermann promoviert und im Jahr 2022 ihre Doktorarbeit zum Thema „Diskurs über Geschlecht in der Supervision“ mit summa cum laude abgeschlossen. Ebenfalls mit summa cum laude hat Heike Friesel-Wark 2021 zum Thema „Die Dimension des Körpers im Kontext Sozialer Arbeit in der Psychiatrie“ promoviert. Heike Friesel-Wark hat zudem den Dissertationspreis der Deutschen Gesellschaft für soziale Psychiatrie gewonnen, der für ausgezeichnete Forschungen vergeben wird. Wir gratulieren hierzu besonders Dorothee Lebeda, die wie Miriam Bredemann und Heike Friesel-Wark den Masterstudiengang Supervision in Bielefeld absolviert hat und heute an der Katholischen Fachhoch-

schule in Köln als Professorin für Pflegepädagogik lehrt, hat zum Thema der Pflegeberatung promoviert. Ihre Promotion, die den Beziehungsraum in der eigentlich sozialtechnisch konzipierten Leistungsberatung unter dem Dach der Pflegeversicherung qualitativ untersucht, hat vor allem die Dilemmata der Sorge, des Mitgefühls und der Co-Madre-Dimension in der Beratung von pflegenden Angehörigen zum Gegenstand. Allen sei noch einmal herzlich gratuliert. Neben den vier Kolleg*innen, die anlässlich der Tagung zum zehnjährigen Bestehen des Masterstudiengangs Supervision ihre Promotionen vorgestellt haben, sei noch einmal an Dagmar Vogel erinnert, die beim fünfjährigen Bestehen des Studiengangs ihre Dissertation zur Bedeutung des Habituskonzeptes für die Supervision mit Lehrer*innen vorstellte. Volker Walpuski, der zu Cora Baltussen promoviert und hierzu einen Vortrag gehalten hat, wird seinen Aufsatz im nächsten Heft publizieren.

Die Tagung vom 24. September 2022 startete mit einem Grußwort des Vorstandes der DGSv, Herrn Robert Erlinghagen, der dem Master Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld die Glückwünsche der DGSv zum 10-jährigen Jubiläum übermittelte. Er beobachte mit viel Freude, dass die Teilnehmer*innen des Masters sich als aktive Player in der DGSv einbrächten. Es handele sich hier nicht allein um Mitglieder, sondern viele Absolvent*innen übernahmen aktive Posten in der DGSv, diskutierten mit und seien somit eine Bereicherung für den Verband. Hier hob er noch einmal die enge Anbindung an die Wissenschaft als herausragendes Merkmal des Studienganges hervor und lobte das Aufgreifen wichtiger gesellschaftlicher Themen sowie das Setzen grundlegender Impulse im Supervisionsdiskurs. Für die DGSv habe die gute Zusammenarbeit mit der Universität Bielefeld und dem ZWW viele positive Effekte, die der Verband nicht missen wolle. Eine besondere Bedeutung für die Tagung hatte nicht zuletzt das Eingangsreferat von Dr. Peter Conzen, der dem Studiengang seit langer Zeit verbunden ist und, der sich noch einmal explizit mit der Entwicklung von Angst in der Gegenwartsgesellschaft und als Thema von Beratung und Supervision auseinandergesetzt hat. Seine Anmerkungen zur bedrängten Seele und zur psychischen Resonanz auf die gesellschaftlichen Krisen hat aufgezeigt, dass Supervision sowohl sozialwissenschaftlich als auch klinisch ausgerichtet sein muss. Menschliche Verletzbarkeit und seelisches Verstehen bleiben wesentlicher Bezugspunkt der Supervision und gleichberechtigt neben den Sozialtheorien. Das Verhältnis von Deutung und interpretativer Sozialforschung ist insofern weiterzuentwickeln.

Last but not least freuen sich Redaktion und Herausgeber*innen, dass Anna Maria Generotzky den Cora Baltussen-Preis der DGSv 2022 gewonnen hat und gratulieren herzlich. Ihre Masterthesis zum sexuellen Missbrauch in Lügde und ihre Analyse zu den Denkhorizonten und Deutungsmustern in den für das Wächteramt verantwortlichen Verwaltungen stellt einen zentralen Ansatz für Supervision in der Jugendhilfe dar.

Zum Heft gehören auch unsere Rubriken. Für die methodisch interessierten Leser*innen haben wir den Leckerbissen von Tim Emmerling aufgenommen, der zur Fallanalyse von Fritz Schütze einen klaren und kenntnisreichen Beitrag verfasst hat. Unsere Rezensionen, Tagungsberichte und das Diverse runden das Heft ab.

Einige Wochen nach Tagungsabschluss wurden die Studierenden per Mail um eine Tagungsresonanz gebeten. Allen Rückmeldenden sei an dieser Stelle noch einmal herzlich für ihre Impulse gedankt. Dabei wurden neben inhaltlichen Aspekten vor allem auch soziale und persönliche Effekte benannt, die sich auf das Setting der Tagung selbst bezogen. Die Resonanzen werden hier zusammengefasst vorgestellt.

Die unterschiedlichen Betrachtungswinkel auf Supervision, sei es bezogen auf die Arbeitsbeziehung, Verstehenszugänge, gesellschaftliche Strukturen oder Historie luden zur Ausweitung des supervisorischen Blickes, zum Herstellen bisher unbekannter Zusammenhänge und zu einer reflexiven Auseinandersetzung ein. Vielfältige Anregungen für und neue Schwerpunktsetzungen in der eigenen Arbeit sind nicht selten die Folge:

„Ich fand es faszinierend, welche unterschiedlichen Aspekte möglicherweise in Supervision und Beratung einfließen können: Körper und Leib, Geschlechter, die verschiedenen Lebensalter ... Wie ein Kaleidoskop setzen sich die Teile immer wieder neu zusammen und ermöglichen neue Ansichten. Was mag noch eine Rolle spielen? Generationszugehörigkeit, Bildungsniveau, kulturelle Zugehörigkeit ...?“

„In meinem Alltag begegne ich Menschen in sämtlichen Variationen von Geschlechtern bzw. sexuellen Orientierungen und frage mich, inwieweit das Thema im Rahmen von Supervision im Blick ist oder sein sollte“.

„Für mich wichtige Impulse aus der Theoriereihe waren die Geschichte der Supervision in Deutschland, die soziale Verantwortung für gesunde Identitäten, Macht und ihre Deutung im Sinne Arendts und Elias sowie der Einsatz des Körpers im Fallverstehen bezogen auf den eigenen und den Körper des Gegenübers“.

Studierende, Absolvent*innen und langjährig berufserfahrene Supervisor*innen betonen gleichermaßen, wie wertvoll die Theoriereihe in Präsenzform für die Vernetzung untereinander ist. Alte Kontakte werden belebt und gefestigt: „Wie ist es bei Dir weitergegangen?“ und es werden neue Kontakte zu anderen Jahrgängen und zum Masternetzwerk

geknüpft: „Für die persönliche Kontaktaufnahme und Vernetzung halte ich dieses Format für unersetzlich.“ Für manchen erzeugt die Theoriereihe fast das Gefühl „eines familiären Wiedersehens“ und der Zugehörigkeit. Aufgrund der überregionalen Verteilung, den seltenen Kontakten untereinander und nach der langen Erfahrung mit Online-Veranstaltungen wird dieser Effekt als besonders wichtig erachtet und als befriedigend bezeichnet.

Nun wünschen wir einen hohen Lesegenuss und verweisen auf die nächste Tagung zur reflexiven Supervision. Am 11. Februar werden Roland Becker-Lenz und Anna Maria Generotzky zur Supervision und den qualitativen Forschungsmethoden vortragen. Roland Becker-Lenz, Professor für Soziale Arbeit in der Schweiz und führendes Mitglied des von Ulrich Oevermann gegründeten Institutes für klinische Organisationsentwicklung und Beratung in Frankfurt am Main wird zur objektiven Hermeneutik vortragen, der bei uns in Verbindung mit der Fallanalyse von Schütze, ein Instrument zum Verstehen von nicht Verstandenem, von sogenannten chaotischen Mustern (Rosenthal) im Beratungsprozess darstellt und hier seit 2016 diskutiert wird. An dieser Stelle laden wir herzlich ein. Angesichts der Energiekrise und der Sparmaßnahmen an Universitäten wird die Tagung online stattfinden.

Eine Einladung zur Tagung liegt diesem Heft bei.

Katharina Gröning und Regina Heimann

Peter Conzen

Urvertrauen – noch Eckstein der gesunden Persönlichkeit?

Vertrauenskrisen in der postmodernen Welt als wachsende Herausforderung für Beratung, Psychotherapie und Supervision

Zusammenfassung

Ein ausreichendes Maß an Urvertrauen ist nach wie vor Grundvoraussetzung jeder gesunden Persönlichkeitsentwicklung und Basis aller gesellschaftlichen Ordnung. Der Artikel behandelte Wesen, Entwicklung und Pathologie menschlichen Vertrauens aus psychologisch– tiefenpsychologischer Sicht. Phänomene des verunsicherten oder verloren gegangenen Vertrauens, des radikalen Misstrauens in Lebenskrisen, in psychopathologischen Zuständen oder bei traumatisierten Menschen werden erläutert. Weiter diskutiert der Artikel Vertrauenskrisen in sich rasch wandelnden, postmodernen Gesellschaften, wie sie zunehmend Herausforderung werden für Beratung, Psychotherapie und Supervision.

Einleitung

Die sich endlos hinziehende Coronakrise, nicht mehr für möglich gehaltene Kriegsszenarien in Europa, der immer bedrohlichere Klimawandel, allgemeine Zukunftsängste – mehr und mehr wird im Bedrängenden und Zerrissenen derzeitigen Weltgeschehens das Vertrauen in das Haltende und Bergende des Daseins, in die Zuverlässigkeit menschlicher Beziehungen und staatlicher Institutionen erschüttert. Kann man noch mit Erik H. Erikson vom Urvertrauen als „Eckstein der gesunden Persönlichkeit“ (1981b: 63) sprechen? So sehr Zeitdiagnosen das gestörte Vertrauen als Kernsymptom postmoderner Beliebigkeit beschwören – ohne ein ausreichendes Maß an Vertrauen wäre kein menschliches Überleben, kein gesellschaftlicher Zusammenhalt denkbar. Vertrauen ist jener grundlegende soziale Kitt, aus dem Sympathie, generative Verantwortung, Freundschaft, Liebe und Hoffnung erwachsen. Vertrauen auf das Gute im Menschen unterscheidet gesunde Ethik

von einer potenziell lebensfeindlichen Moral. Und der Glaube an schützende, tröstende Mächte, die uns in den Klippen und Krisen des Lebens stärken, uns über die irdische Existenz hinaus eine jenseitige Hoffnung vermitteln, ist der Urquell aller Religion.

Gerade weil wir es in unserer täglichen Arbeit immer häufiger mit frühen Persönlichkeitsstörungen, schweren Traumatisierungen, Gefühlen von Hoffnungslosigkeit und depressiver Leere zu tun haben, ist die Herstellung und Aufrechterhaltung einer offenen, vertrauensvollen Atmosphäre mehr denn je absolute Grundvoraussetzung jeder Beratung, Psychotherapie und Supervision. Nicht selten scheint Vertrauen mittlerweile für den Therapieerfolg entscheidender zu sein als die angewandte Methode. Selbst die Psychoanalyse hat sich von Positionen der strengen Abstinenz gelöst und betont in ihren neueren intersubjektiven und relationalen Ansätzen die Notwendigkeit einer wechselseitig empathischen Begegnung zwischen Therapeut*in und Patient*in. Ob wir freilich mit der Verschlussenheit eines Jugendlichen kämpfen oder den spöttischen Attitüden eines Narzissisten, Eltern bei Erziehungsfragen beraten oder in einer Trennungskrise begleiten, ob wir ein Team von Managern supervidieren oder eine Gruppe von Ehrenamtlichen - es macht Unterschiede, mit welchen Methoden und Interventionen wir eine vertrauensvolle Atmosphäre herstellen, auf misstrauische Übertragungen reagieren, wie weit wir in unserer Gegenübertragung auf nonverbale Signale, auf Atmosphärisches und Szenisches achten.

Im Folgenden möchte ich Wesen, Bedeutung und lebenslange Entwicklung menschlichen Vertrauens unter psychologisch-tiefenpsychologischem Aspekt beschreiben, das Miss-trauen als zentrales Empfinden in Lebenskrisen, Pathologien und Traumatisierungen diskutieren, neue Gefährdungen des Vertrauens in modernen, sich rasch wandelnden Gesellschaften beleuchten, um am Ende die absolute Notwendigkeit der Stärkung des Vertrauens zu betonen, sowohl in privaten Beziehungen wie in einer zunehmend explosiven Weltlage.

Vertrauen – Basis allen Menschseins

Ob ich jemanden nach dem Weg frage, mich auf den Ratschlag meines Arztes verlasse, ob ich auf die Liebe meines Partners baue oder mich für eine lebensbedrohliche Operation entscheide – überall, von Alltagssituationen bis in existenzielle Fragen, bedarf es eines

ausreichenden Maßes an Vertrauen. Gerade weil der Begriff heute oft trivial benutzt wird – der Einzelne soll „Vertrauen“ in das richtige Waschmittel, die beste Geldanlage, die optimale Ernährung setzen – ist der Begriff schwer einzugrenzen und zu definieren. Wesen des Vertrauens ist eine Art positive Erwartungshaltung. Man kann sich auf Situationen, Begegnungen, Herausforderungen einlassen und auf einen guten Ausgang hoffen. Über Vertrauen lässt sich nicht verhandeln, mit Vertrauen nicht taktieren. Vertrauen wird uns gewährt, ebenso wie wir anderen einen Vertrauensvorschuss geben. Gerade weil dies etwas potenziell Verletzliches hat, macht der Missbrauch des Vertrauens betroffen, gelten Treulosigkeit und Verrat in allen Kulturen als besonders schwere Verfehlung.

Von Konfuzius, Aristoteles und Augustinus über Thomas von Aquin, Hobbes, Kant und Leibniz bis hin zu Scheler, Hartmann oder Buber – immer wieder haben Philosophen und Theologen das Vertrauen, neben Sympathie, Mitgefühl und Barmherzigkeit, als eine der positivsten bindenden Kräfte zwischen Menschen herausgestellt. Das Gebot, anderen Menschen, Völkern und Religionsgemeinschaften Vertrauen entgegenzubringen, Vertrauen zu achten und zu wahren, stellt eine sittliche Grundforderung aller Weltreligionen und großen ethischen Systeme dar.

Schon früh beschäftigte das Thema des Vertrauens, zum Beispiel beim Umgang mit naiv liebevollen oder feindselig misstrauischen Übertragungshaltungen von Patienten, Theorie und Technik der Psychoanalyse. Ausdrücklich war es jedoch Erik H. Erikson, der unter dem weltbekannt gewordenen Stichwort „Urvertrauen“ eine Theorie von Wesen, Entwicklung und Pathologie menschlichen Vertrauens aus tiefenpsychologischer Sicht vorlegte. Dabei versteht Erikson unter Urvertrauen „sowohl ein wesenhaftes Zutrauen zu anderen als auch ein fundamentales Gefühl der eigenen Vertrauenswürdigkeit“ (1981a: 97) und sieht in dieser „alles durchdringenden Haltung sich selbst und der Welt gegenüber“ (ebd.) die Basis unseres intakten Identitätsgefühls, unserer Kontakt- und Liebesfähigkeit. Erikson und andere Vertreter der Psychoanalyse wie Ferenczy, Balint, Spitz, Klein, Winnicott oder Bion betonten die geradezu schicksalhafte Bedeutung der frühen Mutterbeziehung für die weitere Persönlichkeitsentwicklung und bereiteten den Boden für neuere Ansätze der Bindungstheorie und Säuglingsforschung. Egal ob von „primärer Liebe“ (Balint 1997), einem Klima des „Holding“ (Winnicott 1971), des ausreichenden mütterlichen „Containings“ (Bion 1992) die Rede ist – entscheidend ist eine Atmosphäre der Sicherheit, Liebe und Zuverlässigkeit in den frühesten Beziehungen zur Welt. Freilich

kann Vertrauen naiv, übermäßig und blind werden, kann pathologischen Charakter annehmen – man denke an die weltumarmende Euphorie des Manikers, die Spielsucht, Formen narzisstischer Selbstüberschätzung. Ein Mensch gänzlich ohne Misstrauen wäre nicht lebensfähig, und stets, in allen Lebenssituationen, geht es um ein Übergewicht des Vertrauens über das Misstrauen.

Über die Anfänge von Vertrauen und Misstrauen in der Säuglingszeit lässt sich nur spekulieren. Aus der regelmäßigen Stillung der körperlichen Bedürfnisse, dem Hautkontakt, der verlässlichen Zuwendung ergibt sich ein Zustand der Entspannung, des Wohlbehagens, das dumpfe Gefühl, von einer guten äußeren Macht versorgt zu werden. Ebenso werden erste Keime des Misstrauens gelegt in Erfahrungen des Alleingelassenwerdens, der Angst, des Schmerzes und ohnmächtigen Schreiens. Aus dem Blickkontakt, dem wechselseitigen Spiegeln, dem Lächeln, der Stimme der Mutter ergibt sich beim Säugling allmählich die Ahnung, ein von der Mutter getrenntes Wesen zu sein, die Ur-Anfänge menschlichen Identitätsgefühls. Stets, so Erikson (1981b), suchen wir im freundlichen Augenkontakt die grundsätzliche Bestätigung des Vertrauens, ebenso wie wir den „bösen Blick“, den „Gesichtsverlust“ als irritierende Infragestellung unserer Person erleben.

Überwiegen Verlässlichkeit und liebevolle Zuwendung, so bilden sich gegen Ende des ersten Lebensjahres die Anfänge des Urvertrauens, jener Ur-Optimismus, dass man selbst und die Welt gut ist, dass es lohnt, sich auf das Leben einzulassen. Ein in früher Kindheit grundgelegtes chronisches Urmisstrauen ist hingegen eine schwere Hypothek, egal, ob es sich hinter Haltungen von Mürrisckheit, Freudlosigkeit, ständiger Angst und Zweifel zeigt, ob es als skeptizistische Lebensphilosophie rationalisiert oder fanatisches Glaubemüssen überkompensiert wird. Misstrauen wird zum Hauptsymptom früher Persönlichkeitsstörungen, ebenso wie menschliche Konflikte, von privaten Auseinandersetzungen bis in internationale Verwicklungen, leicht in zunehmend paranoide Zustände gegenseitigen Misstrauens eskalieren.

Lebenslang suchen wir in sich stets ausweitenden sozialen Beziehungen und Umfeldern die ursprüngliche Anerkennung und Bestätigung unserer Person. Auf jeder Entwicklungsstufe – vom Gefühl kindlicher Zugehörigkeiten und Kompetenz über die leidenschaftlichen Visionen des Jugendlichen bis hin zum Zustand abgeklärter Lebensbejahung

des älteren Menschen – nimmt das Vertrauen immer differenziertere Formen und Gefühlsnuancen an. Stets sehnen wir uns in unseren Träumen, Fantasien und Visionen nach jenem „verlorenen Paradies“ der frühen Kindheit, die Liebe unserer Eltern, die heimatliche Geborgenheit, suchen nach Menschen, die wir verehren, zu denen wir „aufschauen“ können, kehren in Augenblicken der Verliebtheit, der innigen Naturverbundenheit oder religiösen Erfahrung momentweise in den Zustand glücklicher symbiotischer Verschmelzung der Säuglingszeit zurück. Ebenso überfällt uns immer wieder das Misstrauen, Gefühle der Einsamkeit, des Selbstzweifels, des Uneins-Seins mit sich selbst und der Welt. Schwere Schicksalsschläge können auch ein scheinbar gefestigtes Urvertrauen erschüttern, im Ernstfall ganz zerbrechen lassen. Andererseits zeigt die Resilienzforschung, mit welcher beispiellosen Energie auch schwer traumatisierte Menschen wieder Vertrauen und Lebensmut zu fassen vermögen.

Vertrauensprobleme in Lebenskrisen - Wege der Begleitung, Beratung und Therapie

Immer wieder wird im Laufe des Lebens unser Vertrauen auf die Probe gestellt. Kränkungen, Misserfolge, enttäuschte Erwartungen nagen an uns. Wir fühlen uns Aufgaben, Problemen, Herausforderungen nicht gewachsen. Neue Entwicklungsphasen, der Sturm der Pubertät, die Elternschaft, das Ausscheiden aus dem Berufsleben, verunsichern. Indessen ist nicht jedes Alltagsproblem, jeder Entwicklungsumbruch sofort eine gravierende Identitätskrise. Gerade in Momenten der Verunsicherung und Enttäuschung findet man Unterstützung und Verständnis im freundschaftlichen Gespräch, bewähren sich soziale Netzwerke. Bei speziellen Problemen unterstützen Selbsthilfegruppen. Jugendlichen, die um Fragen der körperlichen Entwicklung, der Bisexualität oder der beruflichen Zukunftsplanung kreisen, können unter Umständen schon Beratungsangebote im Netz mit wichtigen Informationen weiterhelfen. Telefonseelsorge, Wohlfahrtsverbände, Erziehungs-, Familien- und Sexualberatungsstellen ebenso wie Selbsthilfegruppen stellen eine wichtige Unterstützung dar und können in Situationen der Verunsicherung und Krise positive Weichen stellen. Es muss nicht in jedem Fall sofort eine Psychotherapie anberaumt werden.

Von einer Identitätskrise sollte man erst dann sprechen, wenn schwere Kränkungen, Verluste oder Lebenssackgassen unser Selbst- und Weltbild über einen längeren Zeitraum massiv erschüttern, neue Herausforderungen, neue Entwicklungsphasen scheinbar nicht zu bewältigen, andauernde Diskriminierung und Entwertung nicht mehr aushaltbar erscheinen. Die Diagnose einer schweren Krankheit, plötzliche Invalidität nach einem Unfall oder Schlaganfall, der Burn-Out inmitten scheinbar rastloser Leistungsfähigkeit, das Zerbrechen der als sicher geglaubten Partnerbeziehung, das Suchtproblem oder der Suizid des eigenen Kindes – etwas stürzt über uns herein, was momentan nicht mehr verkraftbar erscheint. Im Unterschied zur normalen Lebenskrise ist vor allem das grundlegende Vertrauen in die Kohärenz und Kontinuität des Selbst betroffen. Es ist wie ein „Sturz aus der Wirklichkeit“ (Filipp & Aymanns 2010: 46). Man ist nicht mehr derselbe, fühlt sich in der Welt nicht mehr zuhause, durchläuft, aufgewühlt und zerrissen, eine längere Phase „bedrängender Handlungsohnmacht“ (Haußer 1995: 132), der Unausgeglichenheit, des Schmerzes, des Verlusts an Initiative und Zukunftsbezug. Typisch ist das Verfallen in regressive Verhaltensweisen, in Selbstanklagen oder die wütend-misstrauische Verstimmung der paranoid-schizoiden Position (Klein 1972). Je stabiler die psychische Struktur, je größer das Maß an Urvertrauen, sozialer Einbettung und Unterstützung, desto rascher greifen in der Folge Bewältigungsmechanismen. Das Selbstgefühl beginnt sich zu stabilisieren, Gefühle von Trauer Überforderung und Verzweiflung weichen, die Zukunft wird wieder angegangen. Am Ende geht man womöglich gestärkt aus der Krise hervor, hat neue Seiten an sich entdeckt, neue Verhaltensstrategien, vielleicht auch gesundes Misstrauen entwickelt, kann in der späteren Lebensbilanz der Krise gar im Nachhinein einen Sinn abgewinnen.

Beratung, Krisenintervention, Kurzzeittherapie, längere therapeutische Begleitung können in Lebenskrisen stützend sein und wesentlich zu deren Überwindung beitragen (vgl. Till 2009). Freilich rühren Krisen stets auch an Schwachpunkte, Ängste und schlummernde Pathologien der früheren Persönlichkeitsentwicklung. Je mehr der Betreffende auf mangelnde Hilfsbereitschaft, Gleichgültigkeit oder gar Ablehnung und Stigmatisierung stößt, desto eher greifen Spaltungsmechanismen, können Identitätskrisen zunehmend Verbitterung, Rückzug und Resignation auslösen, in unterschiedliche pathologische oder deviante Entwicklungspfade münden. Gerade bei der Arbeit mit Jugendlichen kommt es besonders stark auf die vertrauensvolle Beziehung an. Quälende Gefühle der

Körperscham, des Sich-Ausgeschlossen-Fühlens in der Peergroup, der enttäuschten ersten Liebesbeziehung rufen leicht tiefe Weltschmerzstimmungen hervor, die uns heute teilweise in neuen Störungsbildern begegnen – Computerabhängigkeit, selbstverletzendes Verhalten, verstärktes bisexuelles Schwanken, Essstörungen und Schulabsentismus (vgl. Seiffge-Krenke 2020). Immer wieder stehen wir in Beratung und Therapie Adoleszenter vor der verantwortungsvollen Frage, ob die mitunter heftigen Stimmungsschwankungen, krassen Symptome und plötzlich auftretenden Misstrauenshaltungen Ausdruck eines entwicklungsfördernden Kampfes um Abgrenzung und Autonomie sind, oder, ob sich Krisenhaftes in bedenklicher Weise zuspitzt. Leicht kann es gerade bei Spätadoleszenten zu einer Identifizierung mit der negativen Identität kommen (vgl. Erikson 1981a). Sich immer misstrauischer von der Welt abkapselnd, ist man lieber etwas Unerwünschtes, Abgelehntes als sich den Forderungen der als kalt und ablehnend empfundenen Erwachsenenwelt zu beugen. Besonders bedenklich sind innere Radikalisierungsprozesse, das – oft im Netz angeheizte – Kreisen um rachsüchtige Fantasien, der Anschluss an extreme Ideologien und Bewegungen. Der Fanatismus, die starre und kompromisslose Identifizierung mit unerschütterlichen Überzeugungen und Glaubenshaltungen, ist die wohl gefährlichste Pathologie menschlichen Vertrauens. Etwas absolut Gutes ist von etwas absolut Bösem bedroht. Mehr als im Fundamentalismus geht es darum, das Böse zu identifizieren, zu stellen, zu bekämpfen und im Extremfall zu vernichten. So sehr die Fanatiker aller Schattierungen das Selbstlose ihres Tuns beschwören – unbewusste Triebfeder ist stets eine krankhafte Spaltung des Gewissens, ein furchtbares Misstrauen, ein furchtbarer Moralismus, ein furchtbarer Hass (vgl. Conzen 2005; Hole 2004).

Gerade wenn in historischen Krisensituationen das Vertrauen breiter Bevölkerungsschichten in die Stabilität und den Schutz gesellschaftlicher Ordnung labilisiert wird, kommt es leicht zu Regressionen auf einfachere Niveaus seelischen Funktionierens. Man sucht vermehrt Schutz unter dem „Zelt“ der Großgruppenidentität (Volkan 1999), setzt alles Vertrauen auf politische Führungsfiguren, die in stürmischen Zeiten gleichsam zum „Mast“ des Zeltes werden. Übertreffende Persönlichkeiten wie Mahatma Gandhi, Martin Luther King oder Nelson Mandela vermochten mit ungeheurem Charisma nicht für möglich gehaltene gesellschaftliche Veränderungsprozesse in Gang zu setzen. Leicht indessen gerieren sich in Krisensituationen auch Demagogen mit simplen Rezepten und primitiven

Schulduweisungen als Schiefheiler verletzten Urvertrauens, verschärfen Spaltungstendenzen, setzen unberechenbare Entwicklungen in Gang. Hauptziel aller Diktaturen ist es, das Individuum gänzlich einem Kollektiv, einer Idee, einem Prinzip unterzuordnen. Mit immer wieder ähnlichen Methoden der Propaganda und Indoktrination suggerieren sie Schutz, Zugehörigkeit, Einheit, lenken alles Misstrauen, alles Böse und Irritierende auf gänzlich stereotypisierte äußere und innere Feinde ab. Der immer umfassendere staatliche Überwachungsapparat, das Spitzel- und Denunziantentum schaffen ein lähmendes Klima dumpfen Misstrauens und schleicher Angst. Wer sich widersetzt, gilt als Volksschädling, Ungläubiger, Verräter. Wie sehr fanatische „Einheits- und Reinheitsphantasmen“ (Bohleber 2016: 767) immer wieder Massen in Euphorie versetzen, Hass und Ressentiment freisetzen, zeigt nach wie vor der unvergleichliche Zivilisationsbruch des Nationalsozialismus, Angriff auf Würde und Integrität des Menschseins schlechthin. Ob und wie weit man in totalitären Systemen eine Nische für vertrauensvolle Gespräche finden kann, ist eine kontrovers diskutierte Frage. Diejenigen, die auch unter extremen gesellschaftlichen Bedingungen Psychotherapie betrieben und dabei ihren liberalen Überzeugungen treu blieben, verdienen unseren höchsten Respekt. Andererseits stellt die Mithilfe helfender und heilender Berufe in Diktaturen und Folterregimen, man denke vor allem an die Verbrechen der deutschen Psychiatrie in der Nazizeit, ein ausgesprochen düsteres Kapitel dar.

Das geschädigte Urvertrauen in psychopathologischen Zustandsbildern

In allen Formen der Psychopathologie spielt das Misstrauen eine bedeutsame Rolle. Dabei ist stets die Frage, auf welchem psychischen Niveau sich der Patient bewegt (vgl. Kernberg 1991). Auf dem Gebiet der Neurosen kennen wir die Angst des Schizoiden vor zu großer Nähe und intensiven Gefühlen, die stete Sorge des Depressiven um den Verlust haltgebender Beziehungen, das Misstrauen und die paranoiden Befürchtungen Zwanghafter vor unvorhersehbarer Veränderung. In der Regel verfügen diese Patienten aber über eine einigermaßen intakte Ich-Struktur, erleben ihr Selbst als abgegrenzt, können ein gewisses Maß an Frustration und Ambivalenz ertragen. Bei frühen Persönlichkeitsstörungen hingegen steht schon bei geringen Irritationen rasch das gesamte Identitätsgefühl

auf dem Spiel, werden schwere Misstrauenshaltungen und paranoide Ängste zum führenden Symptom und zur Nagelprobe jeder Behandlung.

Vor allem für Borderline-Patienten ist das abrupte Schwanken zwischen blindem Vertrauen und ätzendem Misstrauen charakteristisch. Die diffuse Identität, die Spaltung zwischen „nur guten“ und „nur bösen“ Selbst- und Objektrepräsentanzen wird nach Kernberg (1983, 1991) zum führenden Symptom. Typisch sind innere Anspannung, Riesenerwartungen neben einer misstrauisch skeptischen Haltung, frei flottierende, mitunter panikartige Ängste, das Gespaltene und Spaltende in menschlichen Beziehungen, die Unfähigkeit, Ambivalenz zu ertragen, das Schlüpfen in Deckidentitäten (vgl. Rohde-Dachser 2004). In der Schwarzweißerteilung der Welt gibt es kaum Nuancierungen oder Grautöne. Die Umgebung besteht aus guten und bösen Objekten, das Kontaktverhalten ist unberechenbar. Der Mitmensch oder der Psychotherapeut werden als gutes Objekt gesucht, das den Borderline-Patienten vor bösen Erfahrungen schützen bzw. zusammen mit ihm gegen böse Objekte in den Kampf ziehen soll. Versagt man nur ein klein wenig in dieser Rolle, wird man leicht selbst zum verfolgenden Objekt. Die Beziehung bricht oft ab, kann aber ebenso rasch wieder einklinken, wird mit erneutem naivem Vertrauen besetzt. Rey (2002) spricht von der „agora-klaustrophobischen Position“. Man klammert sich an Mitmenschen, gleichzeitig besteht das unterschwellige Misstrauen, zu große Nähe könne an die verdrängte Aggression rühren und die Beziehung unberechenbar machen. In der Therapie der Borderline-Störung geht es um ein Nachreifen des Ich, die sukzessive Überführung diffuser Identitätszustände in Richtung eines klarer strukturierten, realistischeren Selbstkonzept (vgl. Kernberg 1983, 1991). Dazu gehören vor allem das Ertragenlernen ambivalenter Gefühlszustände, das Einüben eines gelasseneren Umgangs mit Enttäuschungen und das Durcharbeiten paranoider Gefühle. Grundvoraussetzung ist ein verläSSLicher und eindeutiger Rahmen (vgl. Pflighofer 2011). Der Therapeut darf sich nicht verwickeln, provozieren lassen, muss die projektiven Identifizierungen des Patienten aushalten, dessen böse Impulse in sich containen, „entgiften“ und, wenn möglich, in guter Form an den Patienten wieder zurückgeben (vgl. Bion 1992). Leicht droht in allerlei negativen Übertragungen das Misstrauen einzubrechen, kann es zu Behandlungskrisen und Abbrüchen kommen. Solche Therapien sind in der Regel langwierig und anstrengend.

Bleibt eine Atmosphäre der Verlässlichkeit und des Gehaltenseins gewahrt, gibt es dennoch, was die Verbesserung der psychischen Struktur angeht, durchaus gute Erfolgsaussichten.

Der Gedanke, dass narzisstische Persönlichkeiten unter größeren Vertrauensproblemen leiden, scheint auf den ersten Blick verwunderlich, verfügen sie doch oftmals über eine unbegrenzte Zahl an Kontakten, reiten, intelligent und brillant, auf der Erfolgswelle, verstehen es, ihre Umgebung scheinbar freundlich und charmant für sich einzunehmen. Dennoch handelt es sich beim pathologischen Narzissmus um eine schwere Persönlichkeitsstörung. Anstelle eines realistischen Selbstkonzepts hat sich in früher Kindheit ein pathologisches Größen-Selbst (Kohut 1979) entwickelt, das unbewusst ständig gegen Gefühle von Scham und Minderwertigkeit verteidigt werden muss. Erfolg, Prestige, Reichtum, der Kontakt zu grandiosen Persönlichkeiten – all das, was den Glanz der eigenen Persönlichkeit hebt, muss unter allen Umständen gesucht werden. Die Mitmenschen werden zu „Selbst-Objekten“, die den Narzissten bestätigen, bewundern, beschützen sollen, in ihrer Eigenart und Eigenständigkeit aber nicht wahrgenommen werden. Echtes Vertrauen, echte Anteilnahme und Sorge können nicht aufkommen. So sehr man äußere Bewunderung braucht, die Angst vor realer Bezogenheit, vor Einblick in die eigene Verletzlichkeit ist oft überwältigend. In der Therapie solcher Menschen empfiehlt es sich laut Kohut (1979), die Idealisierung des Patienten zunächst einmal anzunehmen, allmählich Vertrauen aufzubauen, in dosierter Form die Frustration zu steigern, zunehmend Interesse für den Anderen als eigenständigem Gegenüber zu wecken, überhaupt zu größerer Selbstreflexion und Selbstkritik zu befähigen. Leicht wird freilich die Behandlung abgebrochen, der Mitmensch zur Zielscheibe von Verachtung und ätzendem Spott. Kommt es zu Situationen, wo das eigene Versagen, die eigene Ohnmacht offenkundig werden, so bedeutet dies für den Narzissten eine schwere Katastrophe. Typisch sind unerwartete Reaktionen, der völlige Rückzug, der totale Kontaktabbruch, das beleidigte Aufgeben aller Ämter. Im Extremfall wird der Suizid zur makabren Schlussinszenierung, letzter Versuch, sich als Herr des eigenen Schicksals zu erleben und die Beleidiger der eigenen Person in stärkste Gewissensnöte zu stürzen.

Am elementarsten erfasst das Ur-Misstrauen Menschen mit einer psychotischen Störung. Der Rückzug in eine Welt tiefster Selbstvorwürfe und Melancholie in der schweren Depression, der Verlust des Gefühls inneren Zusammenhangs, sozialer Verankerung und

grundlegenden Vertrauens in der Schizophrenie – kein Trost und kein Zuspruch vermag offenbar den Patienten noch zu erreichen. Freud (1924) hatte die Schizophrenie als grundlegenden Konflikt zwischen Ich und Außenwelt interpretiert. Der Kranke sei vom Leben so enttäuscht, dass er sich seine eigene private Wahnwelt aufgebaut habe, von außen nicht erreichbar und auch dem Arzt gegenüber nicht übertragungsfähig. Nach heutigem Wissen lebt der Schizophrene keinesfalls grundsätzlich in einer einsam-autistischen Welt. Eher wird er von dem beherrscht, was Mentzos (1992) das „Nähe-Distanzdilemma“ nennt – einerseits der übergroße Wunsch nach symbiotischer Verbundenheit, andererseits die panische Angst, bei zu engem Kontakt verschlungen und vernichtet zu werden. Sofern man sich nicht auf eine rein medikamentöse Behandlung beschränkt, gilt es im psychotherapeutischen Gespräch immer wieder vertrauensvoll Kontakt zum nicht-psychotischen Persönlichkeitsanteil aufzunehmen, diesen zu stärken. Aber auch in Situationen, in denen der Patient halluziniert, sich von unheimlichen Mächten kontrolliert und verfolgt fühlt oder in größenwahnsinnige Identitäten schlüpft, darf dies nicht als bloßer Auswuchs eines kranken Gehirns abgetan werden. Selbst hinter den bizarrsten und abweisendsten Verhaltensweisen solcher Patienten kann sich noch ein Funke an Vertrauen verbergen, Vertrauen, das immer wieder aufgegriffen und bestärkt werden muss (vgl. Müller 2009).

Eine Mischung aus Pharmakotherapie, Psychotherapie und begleitender Milieuthherapie vermag mittlerweile durchaus erstaunliche Erfolge aufzuweisen. Schwer floride Symptome werden in der Regel weitgehend medikamentös gedämpft. Viele Patienten können heute wieder ein einigermaßen stabiles Leben führen. Gottlob vorbei sind die gefängnisähnlichen Irrenanstalten mit den kataton vor sich hinvegetierenden Insassen und den ans Sadistische grenzenden Behandlungsmethoden. Und dennoch verbindet sich die Schizophrenie im öffentlichen Bewusstsein mitunter immer noch mit einer Aura des Unheimlichen, wird, gegen alle wissenschaftliche Erkenntnis, eine größere Neigung Schizophrener zur Gewalttätigkeit unterstellt. Einmal mehr, so scheint es, müssen wir die Angst und das Misstrauen vor dem Abgründigen, Unkontrollierbaren auf eine stigmatisierte Gruppe projizieren und dort zu bannen versuchen, vielleicht auch, um uns vom „ganz normalen Wahnsinn“ unserer Zeit abzulenken.

Traumatisierte Menschen, Migranten, Flüchtlinge – Suche nach dem verlorenen Vertrauen

Immer häufiger haben wir es in Beratung und Therapie mit den Opfern schwerer Unfälle, Katastrophen, sexuellen Missbrauchs zu tun, konfrontieren uns Flüchtlinge und Asylsuchende mit den furchtbaren Folgen archaischer gesellschaftlicher Gewalt, wie Vertreibung, Folter, Krieg und Genozid. Unter dem Trauma verstehen wir eine massive Gewalt einwirkung auf die Psyche. Ein unvorhersehbares, unfassbares Geschehen bricht in die Psyche ein, kann von den adaptiven Mechanismen des Ich nicht verarbeitet werden, setzt sich wie eine Art innerer Dämon in dissoziierten Bereichen der Psyche fest. Es herrscht fortan eine Spaltung der Identität zwischen dem bewussten Selbst und den vom Trauma affizierten Selbst-Anteilen (vgl. Huber 2006). Immer wieder kommt es bei der Konfrontation mit Reizen oder Personen, die an das Schreckliche erinnern, zu Flashbacks, dem Hochschießen traumatischer Gefühle, leben die Betroffenen in ständiger Anspannung, erneut von etwas Unverständlichem, Unerträglichem überflutet zu werden. Das „Erinnerungsvermögen und das Gespür für Historizität ist beschädigt“ (Oliner 2011: 398). Typische Folgen sind oft niedrige Belastbarkeit, Freudlosigkeit, Nervosität, Traurigkeit oder kompensatorische hektische Betriebsamkeit. Unfälle und Naturkatastrophen sind offenbar leichter zu verarbeiten als von Menschen zugefügte Traumata. Nicht allein das schlimme Ereignis, allgemein der Verlust der guten inneren Objekte, des Vertrauens in das Haltende und Gute der Welt, erschüttert das Identitätsgefühl in den Grundfesten (vgl. Bohleber 2000). Vor allem bei Extremtraumatisierungen resultiert daraus ein soziales Rückzugsverhalten. Man kapselt sich emotional ein, stumpft ab, meidet Kontakte und Begegnungen. Das depressive Misstrauen der Betroffenen, die plötzlichen Zorn- oder Panikausbrüche, das Verwirrende des hilfeschuchenden und hilfeabweisenden Verhaltens bedeuten für die Angehörigen eine enorme Belastung. Sekundäre Schwierigkeiten in Partnerschaft, Familie und Erziehung isolieren das Opfer noch weiter und erhöhen dessen innere Not.

In der Therapie traumatisierter Menschen geht es vorrangig um Beruhigung, innere Stabilisierung im Rahmen einer absolut zuverlässigen Atmosphäre. Dabei ist vor allem der nonverbale Bezug wichtig. Entwurzelte, traumatisierte Menschen hören anfangs kaum auf Worte, sondern auf den freundlichen Augenkontakt und den beruhigenden Tonfall

der Stimme. Entscheidend ist, den Betroffenen zu glauben, quasi als Anwalt und Zeuge für das Opfer einzutreten. Sie müssen das Gefühl bekommen, dass das furchtbare Geschehen vorbei ist, sie wieder geschützt und in Sicherheit sind. Erst dann kann man sich gegebenenfalls in aller Vorsicht dem schrecklichen Erlebnis zuwenden. Durch geduldiges Zuhören, behutsames Nachfragen fügen sich Erinnerungsfetzen und panikartige Gefühle allmählich zu einem deutlicheren Erleben der traumatischen Szene zusammen, bekommt das furchtbare Geschehen im Nachhinein ein stabileres Narrativ. Mit den Abgründen menschlicher Existenz konfrontiert zu werden, bedeutet auch für Therapeut*innen eine enorme Belastung, und generell stellt sich die Frage, ob sich eine solche Arbeit routinemäßig am Fließband erledigen lässt.

Ähnlich begegnen uns Themen des erschütterten und verloren gegangenen Vertrauens bei den Millionen von Fliehenden, Vertriebenen, Herumirrenden, den verzweifelt nach Europa drängenden Flüchtlingen. Auch wenn eine Migration freiwillig erfolgt, gleicht das Akkulturationsgeschehen oftmals einer zweiten Geburt. Man taucht in eine andere Welt ein, muss eine andauernde Versöhnungsarbeit leisten zwischen den internalisierten Traditionen seiner Heimat und der neuen Umgebung, eine fremde Sprache lernen, die Regeln und Konventionen des Gastlandes respektieren, gebotene Chancen nutzen und gleichzeitig das eigene So-Gewordensein nicht verleugnen. Grundthema unterschiedlicher Migrantengruppen ist oftmals das Gefühl, in zwei Welten zu leben, ein „innerer Riss“ (Erdheim 2003: 82), eine offen oder unterschwellig empfundene Gespaltenheit der Identität. Aus psychoanalytischer Sicht ist die Heimat eine Mutter-Repräsentanz, verbindet sich mit frühen Eindrücken der Kinderzeit, Bildern, Klängen, Gerüchen, die lebenslang an Gefühle urtümlichen Vertrauens rühren. Auch wenn man das Heimweh verleugnet oder hektisch überkompensiert, eine unterschwellige Traurigkeit, ein Verlustgefühl kann Migranten in bestimmten Situationen stets aufs Neue überfallen – Thomas Mann sprach vom „Herzasthma des Exils“.

Ungleich stärker wird das innere Unwohlsein, wenn man das Zuhause unfreiwillig verlassen hat, unter Schuldgefühlen leidet, die Mutter, Angehörige, Freunde im Stich gelassen zu haben, schlimmer noch, wenn sich aufgrund traumatischer Flucht das innere Objekt Heimat angesichts Verfolgung, Vergewaltigung und Genozid in ein alptraumhaftes Phantom verwandelt hat (vgl. Varvin 2016). Gerade bei Flüchtlingen kommt es auf die Toleranz und Hilfsbereitschaft der Aufnehmenden an, die psychische Stabilisierung, die

rasche Bearbeitung des Asylantrags, die Bereitstellung von Ausbildungsplätzen und Berufschancen. Wenn sich bei Migranten Träume zerschlagen, man gezwungen ist untergeordnete Tätigkeiten zu übernehmen, man auf offene oder geheime Ablehnung stößt, nimmt der Konflikt zwischen unbefriedigender Gegenwart und verklärter Vergangenheit an Stärke zu. Pathologien, die normalerweise in Schach gehalten werden, drohen in der fremden Umgebung virulent zu werden. Man fühlt sich unzufrieden, fehl am Platze, als Mensch zweiter Klasse, schämt sich gegenüber den eigenen Kindern. Menschen, die auch nach vielen Jahren nur gebrochen Deutsch sprechen, tragen gleichsam ihr inneres Unwohlsein nach außen.

In der Begleitung, Beratung und Therapie von Migranten erweist es sich für die Betroffenen oft als ausgesprochen schwierig, nicht in der eigenen Muttersprache über tiefe Gefühle zu sprechen, Anliegen adäquat zu artikulieren, Verletzungen zum Ausdruck zu bringen. Oft kommen Missverständnisse des Dolmetschens hinzu. Es bedarf der Aufgeschlossenheit für andere Kulturen, des Respekts und der Bereitschaft zur Einfühlung in fremde Sitten und Gebräuche. Werden – oft ganz unbeabsichtigt und unbemerkt – Schamschranken verletzt, ist es meist mit der Therapie schon vorbei, bevor sie überhaupt begonnen hat.

Die Welt im Umbruch – neue Identitäten, alte Probleme

Der immer raschere wissenschaftliche, technologische und soziale Wandel hat viele klassische Vorstellungen menschlicher Sozialisation infrage gestellt. Sicherheitsgebende, wenn auch einengende, Traditionen und gesellschaftliche Milieus haben sich aufgelöst. Die „Patchwork-Identität“ (Keupp u. a. 1999), der „flexible Mensch“ (Sennett 2010), die „Bastelexistenz“ (Hitzler & Honer 1994), das „unternehmerische Selbst“ (Bröckling 2007)) – die Postmoderne scheint ganz neue Lebens- und Beziehungsformen, neue Persönlichkeitstypen hervorzubringen. Noch nie hatte der Einzelne so viel Freiraum, eigenständig zu wählen, wie, mit wem, wofür er leben will, berufliche Positionen, private Beziehungen und persönliche Interessen bis ins Alter um- und neu zu definieren. Nicht selten freilich stellt das Projekt einer selbst gestalteten Identität hohe Ansprüche an das Individuum, geht mit neuen Formen der Krise, des Leidens und Scheiterns einher (vgl. Keupp u.a. 1999; Beck & Beck-Gernsheim 1994). Viele junge Menschen scheinen heute

in der neuen Zeit angekommen, experimentieren – unaufgeregt und universal vernetzt – mit unterschiedlichen Lebensauffassungen und Zukunftsmodellen, haben es gelernt, vertrauensvoll mit Vielfalt, kultureller Heterogenität, innerer und äußerer Widersprüchlichkeit umzugehen. Man könnte mit James Marcia (1989) von einer „konstruktiven“, „adaptiven Identitätsdiffusion“ sprechen

Auf der anderen Seite hinterlässt der Verlust an haltgebenden Traditionen und Werten nicht selten ein soziales und existenzielles Vakuum. Der zunehmende narzisstische Kult des Ich, das neoliberale Diktat zu Effizienzsteigerung und allumfassender Ökonomisierung, der Hang zu oberflächlicher Inszenierung, zu Polarisierung und schrillen Urteilen droht persönliche Authentizität, Verantwortlichkeit und sozialen Kitt zu gefährden. Sich überall glatt anpassen, blendend und täuschend stets den eigenen Vorteil suchen, heute verleugnen, was man gestern gesagt hat – im Kampf um Steigerung der Ich-Aktien wird menschliches Vertrauen in teils übler Weise untergraben und missbraucht. Das „erschöpfte Selbst“ (Ehrenberg 2004), die „bedrängte Seele“ (Conzen 2017) – immer häufiger begegnen uns verunsicherte und depressive Menschen, die sich dem Druck zu Flexibilität, Beschleunigung und Selbstoptimierung nicht mehr gewachsen fühlen, das Vertrauen in die eigene Selbstwirksamkeit und Kompetenz verloren haben.

Zunehmend zeigen sich gesellschaftliche Trends zu Rückwärtsgeandtheit, Abgrenzung und Vereinfachung. Gerade für junge Menschen, so Ergebnis der Shell-Jugendstudie 2019, scheinen, neben Weltoffenheit und Toleranz, Werte wie Treue und Zuverlässigkeit eine große Rolle zu spielen. Man sucht wieder vermehrt Schutz in Familie und Gemeinschaft, in traditionellen Werten und Lebensverhältnissen. Diese, wie Richard Sennett es nennt, „Sehnsucht nach der Stärkung des Ortes“ (2010: 189) ist eine verständliche Reaktion auf Reizüberflutung, hemmungslosen Kapitalismus und das allzu rasche Infragestellen vertrauter Lebensformen und Werte. Aber die „resistente Identität“ (Castells 2002) schlägt leicht in die verengte und verhärtete Identität um. Der weltweite Zuwachs an nationalen Egoismen, an Populismus, Autoritarismus, Extremismus und Rassismus, in totalitären Systemen gezielt demagogisch angeheizt, ist besorgniserregend. Welcher Hass, welche sprachliche Verrohung dadurch mittlerweile auch in westlichen Gesellschaften freigesetzt wird, zeigt sich an den Radikalismen der sich im Netz hochputschenden Rechtsextremen, Antisemiten, Querdenkern und Verschwörungstheoretikern. Ein radika-

les Misstrauen gegen alle staatliche Ordnung schweißt zusammen. Lügen, Halbwahrheiten, Fakenews werden zu unerschütterlichen Überzeugungen. Das Übel erweist sich als Komplott böser, profitorientierter Mächte, die teilweise erneut mit grotesken antisemitischen Vorurteilen zusätzlich dämonisiert werden.

So entschieden wir gegen diese Auswüchse Stellung nehmen müssen – wir dürfen uns nicht in allzu düsteren Zeitdiagnosen verlieren und die großen Fortschritte öffentlichen Bewusstsein in den letzten Jahrzehnten verleugnen, das gewachsenen Maß an Offenheit und Toleranz, die spontane Hilfsbereitschaft gegenüber Flüchtlingen und den Opfern von Naturkatastrophen, das gestiegene Umweltbewusstsein, das hohe Maß an ehrenamtlichem Engagement. Wie gestalten sich heute Vertrauensverhältnisse und was weckt Misstrauen in den Kernbereichen menschlicher Identität, in den privaten Beziehungen, im Arbeitsleben und in der Einstellung zu Politik, Weltanschauung und Religion?

Zwischenmenschliche Beziehungen - Hort des Vertrauens, Quelle des Misstrauens

Nach wie vor sind unsere engsten sozialen Bezüge in Familie, Partnerschaft und Freundschaft Hauptquelle und Hauptstütze unseres Vertrauensgefühls, werden Konflikte, Spannungen, Zerwürfnisse im zwischenmenschlichen Bereich als besonders identitätsgefährdend erlebt. Der rapide technologische Wandel, das ständige Kommunizieren in digitalen Welten hat vor allem das Leben der jungen Generation radikal verändert, lässt menschliches Kontaktverhalten universaler und autistischer zugleich werden. Zur klassischen Familie sind viele neue Lebens- und Beziehungsformen in Konkurrenz getreten. Starre männliche und weibliche Rollenmuster haben sich aufgelöst. Sexualität hat sich weitgehend von der Fortpflanzungsfunktion abgekoppelt, wird heutzutage ohne größere Skrupel in unterschiedlichen Formen und Beziehungsmustern gelebt. Bisexualität, gleichgeschlechtliche Liebe, quere Identitäten – all das hat sich, zumindest vordergründig, aus dem Odium von Unmoral und strafrechtlicher Verfolgung gelöst. Das, was als Befreiung und Entkrampfung gefeiert wird, birgt indessen auch neue Kompliziertheit in sich. Da wo der Schutz der Tradition fehlt, müssen Beziehungen oftmals neu ausgehandelt, abgesichert, überprüft, womöglich therapiert werden, werden rascher in Frage gestellt und aufgegeben.

Partnerschaften werden heute nicht selten nach rationalen Gesichtspunkten im Netz angeknüpft. Dennoch, trotz Paarshipping und Cybersex gibt es nach wie vor in Partnerbeziehungen ein großes Bedürfnis nach Intimität, nach Vertrautheit, Nähe und Zuverlässigkeit. Nach wie vor sind Untreue und Affären oftmals etwas ausgesprochen Verletzendes. Gerade menschliche Liebesfähigkeit ist in besonders starkem Maße vom erfolgreichen Durchlaufen früherer Entwicklungsphasen abhängig. Immer wieder das richtige Gleichgewicht zu finden zwischen Nähe und Distanz, Eigenheiten des Partners akzeptieren zu lernen, Krisen miteinander durchzustehen, Konflikte auszutragen, zu streiten und sich dennoch in allem das Gefühl zu geben, füreinander der wichtigste Mensch zu sein, erfordert ein hohes Maß an Urvertrauen und seelischer Autonomie. Gerade weil man oftmals in den privaten Bindungen einen Rückzugsort vor Hektik, Kälte und Anonymität sucht, wird die Partnerschaft leicht mit illusionären Ansprüchen nach totaler Geborgenheit und absolutem Verstehen aufgeladen und überlastet. Die unausweichliche Enttäuschung lässt die Beziehung schleichend entfremden. Die gemeinsame Zeit ist nicht mehr ausreichend, die Streitigkeiten wegen Bagatellen nehmen zu. Man erstickt in Vorwurfshaltungen, Streitritualen, misstrauisch-eifersüchtiger Kontrolle. Oder die Beziehung verflacht, man nimmt immer weniger Notiz voneinander, lässt das Sexualleben einschlafen, flüchtet sich womöglich in Affären. Nicht von ungefähr sind Partnerschaftsprobleme heutzutage häufigster Anlass, sich in Beratung oder Therapie zu begeben. Gerade in der Arbeit mit Paaren bedarf es einer Haltung der Unparteilichkeit, der Geduld, der Einfühlung in beide Partner, um allmählich das wechselseitige Misstrauen, die Streitrituale und eingefahrenen Kollusionen aufzulösen. Es geht vor allem darum, wieder ein Mehr an Gesprächsbereitschaft, Verständnis und emotionaler Anteilnahme zu erreichen, Vertrauen zu wecken, das neue Seiten am Partner entdecken lässt, der Beziehung neue Chancen eröffnet. Besondere Behutsamkeit ist angesagt, wenn die Sprache auf die sexuelle Beziehung kommt. So freizügig erotische Reize und Suggestionen mittlerweile in Medien, Werbung und Internet überquellen, in der Alltagskommunikation ist das Thema Sexualität weiterhin auffallend tabu. Immer noch gibt es viele Verunsicherungen und Leidensformen, die belasten, mitunter zerreißen und die offen anzusprechen, selbst in Beratung und Therapie schwerfällt. Eine besondere Chance und Bewährungsprobe für Paarbeziehungen ist die Geburt von Kindern. Das generative Motiv, Kinder zu zeugen und zu erziehen, ihnen Vertrauen zu vermitteln, Glück und Leid mit ihnen zu teilen, überhaupt im politischen und sozialen

Bereich einen Beitrag zum Allgemeinwohl zu leisten, erfüllt das Leben des erwachsenen Menschen bis ins Alter mit Zufriedenheit und Sinn. Andererseits bedeutet Elternschaft oftmals eine erhebliche Umstellung der eigenen Identität, rühren Entwicklungskrisen der Kinder Schwachpunkte in der Biografie der Eltern an, steigern sich oftmals Hilf- und Ratlosigkeit in nutzlose Machtkämpfe und wütende Auseinandersetzungen. Nach wie vor stoßen wir in unserer Arbeit auf erschreckende Formen von elterlicher Inkompetenz, Gleichgültigkeit und Gewalt. Der sexuelle Missbrauch durch eine erwachsene Bezugsperson ist die wohl schlimmste Erschütterung kindlichen Urvertrauens, und was das Ausmaß an Kinderpornographie in den digitalen Netzwerken angeht, blicken wir momentan in immer größere Abgründe.

Die „Demokratisierung der Familie“, der Übergang vom, wie Martin Dornes (2012) es nennt, „befehls- zum verhandlungsorientierten Erziehungsstil“, die Achtung des Eigenlebens und der Eigenrechte von Kindern, all diese Fortschritte des gesellschaftlichen Bewusstseins können gar nicht hoch genug veranschlagt werden. In manchen Familien zeigt sich dabei eine eigentümliche Diskrepanz, das, was die Soziologin Vera King (2011) als „generatives Paradoxon“ bezeichnet. Man möchte Kinder in ihrem Eigenrecht respektieren, ihnen Spielraum im wahrsten Sinne des Wortes geben, andererseits lastet – nicht nur bei den Helikopter-Eltern – der Druck zu Frühförderung, zur rechtzeitigen Schullaufbahn und Karriereplanung auf allen Beteiligten. Die väterliche Rolle hat sich in den letzten Jahrzehnten enorm gewandelt. Väter bringen sich heute weitaus mehr in die Erziehung ein, stellen, so Inge Seiffge-Krenke (2020), schon früh ein triangulierendes Moment dar, sind verstärkt auch Vertrauenspersonen und Identitätsstütze für Heranwachsende. Dennoch überwiegen im Ernstfall nach wie vor die klassischen Rollenmuster. Hektik, Überforderung, das Hin- und Hergerissensein zwischen Familie und Beruf belastet vor allem Mütter. Aus Schuldgefühlen, für die Kinder zu wenig Zeit zu haben, kommt es bisweilen zu übermäßig permissiven Haltungen, einem Verlust an klaren Stellungnahmen und Grenzsetzungen, vor allem auch zu einer Vernachlässigung der elterlichen Paarbeziehung. Die Flut an gut gemeinten Erziehungsratgebern und Internetanleitungen verheißt hier scheinbar Abhilfe. Aber der Druck, andauernd Familienkonferenzen abhalten, „fair streiten“ und „gewaltfrei kommunizieren“ zu müssen, erzeugt bei manchen Eltern auch Verunsicherung, behindert mitunter ein gesundes Bauchgefühl. Eltern und Kinder sind keine Partner oder guten Freunde, man kann nicht über alles diskutieren. Ab und an gilt

es, klare Rückmeldungen zu geben, Grenzen zu setzen, auf den Freiraum der elterlichen Paarbeziehung hinzuweisen. Nach wie vor haben Eltern die generative Verpflichtung, ihr Maß an Lebenserfahrung an die nächste Generation weiterzugeben. Dies gilt heutzutage insbesondere auch für den konsequenten Schutz bezüglich der Gefahren im Umgang mit den neuen Medien.

Großeltern haben heute vielfach eine wichtige Funktion, als Entlastung für gestresste Eltern, als ruhender Pol in Patchworkverhältnissen, vor allem als Vermittler von Urvertrauen und Lebenserfahrung an ihre Enkelkinder. Wenn die, wie Helm Stierlin (1982) es nennt, „bezogene Individuation“ gelungen ist, wenn Eltern- und Großelterngeneration sich erfolgreich voneinander abgegrenzt haben, man sich respektiert, aber nicht mehr reinredet, erweist sich ein harmonisches Drei-Generationenverhältnis – gerade für Kinder und Heranwachsende – als ausgesprochen bereichernd. Auf der anderen Seite kann die Bilanzkrise in der Mitte des Lebens – habe ich die richtigen Lebensentscheidungen getroffen, bin ich zufrieden mit dem, was ich erreicht habe, war die Loyalität zu Eltern und Herkunftsfamilie im Nachhinein zu groß – familiäre Krisen verschärfen. In der doppelten generativen Verpflichtung gegenüber aufmüpfigen, sich ablösenden Kindern und alt und gebrechlich gewordenen eigenen Eltern kommen frühere Verletzungen, Ungerechtigkeiten, Benachteiligungen noch einmal hoch. Soll man die „Schuld- und Verdienstkonten“ (Boszömeny-Nagy 1981), die offenen Rechnungen der Vergangenheit noch einmal ansprechen? Oder belässt man es dabei und bleibt womöglich auf seinem Groll sitzen? In aller Regel verbergen sich hinter den Streitritualen zwischen jüngerer und älterer Generation unbewältigte Themen der Vergangenheit, Verletzungen, Ungerechtigkeiten, Vernachlässigung, Familiengeheimnisse, einengende, überfordernde Delegationen und Vermächtnisse. Solche Themen in Ruhe in Familienberatung oder Familientherapie anzusprechen, kann eine Chance sein, über tragische Geschehnisse ins Gespräch zu kommen, vergangene Irrtümer und Missverständnisse klarzustellen, Konflikte aufzuweichen, sich selbst und den anderen in verändertem Licht zu sehen, die gemeinsame Zukunft neu zu planen. Andererseits gibt es Formen misstrauischer Verhärtung und Verbitterung, die keinem förderlichen Gespräch mehr zugänglich sind – bis hin zum völligen Abbruch der Beziehungen zwischen Eltern und Großeltern bzw. zwischen erwachsenen Geschwistern. Von einer sinnvollen und einvernehmlichen Trennung über ein geschäftsmäßiges Abwickeln, ein quälend ambivalentes Schwanken bis hin zum Einklinken elementaren Hasses

– das Beenden einer Partnerschaft wird heute sehr unterschiedlich er- und durchlebt. Die Trennung der Eltern und die Auflösung der bisherigen Familienstruktur bedeuten für Kinder einen Verlust an Halt und sozialer Identität. Um einer traumatischen Verarbeitung vorzubeugen, bedarf es eindeutiger Sorgerechtsregelungen, klarer Aussagen der Eltern den Kindern gegenüber. Sofern die beteiligten Erwachsenen sich einig sind, können auch neu entstehende Patchwork-Familien durchaus Chancen für neue vertrauensvolle Beziehungen in sich bergen. Wenn auch der Schmerz über das Zerschneiden einer Beziehung bisweilen schwere Krisen auslöst, ist es doch erfreulich, dass immer mehr Eltern Beratung in Anspruch nehmen, um sich fair zu trennen und möglichst Schaden von ihren Kindern fernzuhalten. Und für viele Kinder und Jugendliche kann es durchaus entlastend sein, nicht mehr andauernd Anspannung und Streit ausgesetzt zu sein. Leider erleben wir in den letzten Jahren zunehmend das Phänomen der Hochstrittigkeit. Der Ex-Partner wird zum absolut bösen Popanz, verantwortlich für alle Misshelligkeiten des Lebens. Kinder, Verwandte, Freunde, Anwälte, Therapeuten – sie alle werden in den gnadenlosen Krieg von Gut und Böse einbezogen. Man wechselt zur nächsten Beratungsstelle, zum Jugendamt, zum Familiengericht, um dann womöglich neu Beratung in Anspruch zu nehmen. Ungeachtet aller Beteuerungen, dies geschehe nur zum „Wohl der Kinder“, handelt es sich um ebenso irrationale wie Zeit raubende Schachzüge, die irgendwann auch Berater*innen zermürben. Das Zerrissene von Trennungskindern mit anzusehen, die in solch hasserfüllten Auseinandersetzungen als Spion, Intrigant, umstrittener Bundesgenosse oder Sündenbock missbraucht werden, ist besonders bedrückend. In tragischer Weise pflanzen sich Urmisstrauen und destruktive Beziehungsthemen mitunter in der nächsten Generation fort.

Moderne Arbeitswelten – Vertrauen in die eigene Kompetenz vs. Hektik und Überforderung

Nach wie vor stellen Arbeit und Beruf für den Durchschnittsmenschen ein Stück Kern-Identität dar. Die Freude am eigenen beruflichen Aufstieg, die Anerkennung der Kolleg*innen, der Chefin und des Chefs, das Gefühl, etwas Sinnvolles zu leisten, angemessen zu verdienen, sind starke Stützen unseres Selbstvertrauens. Vergleicht man all die freien Tage, Abfederungen und Vergünstigungen mit dem Harten und Bedrückenden früherer

Arbeitsverhältnisse, muss man sich fragen, ob es sich bei der Rede von einer durch und durch krank machenden modernen Arbeitswelt nicht um ein Klagen auf hohem Niveau handelt. Dennoch – die rapiden Wandlungen der Arbeitswelt machen diese keineswegs mehr zum Garant für vertrauensvolle Gefühle von Stabilität, Kontinuität und Zugehörigkeit. In vielen Fällen ist die berufliche Karriere heutzutage eine Kette von Fortbildungen, Evaluierungen, Weiterqualifikationen, des flexiblen Sicheinlassen-Müssen auf neue Positionen, Aufgaben und Verantwortungsbereiche. Überall, vor allem bei der Übernahme von Führungspositionen, lauern Identitätsverunsicherungen. Bin ich dem Stress gewachsen? Kann ich Kollegen und Vorgesetzten vertrauen? Wie offen darf ich Probleme ansprechen, werde ich im Ernstfall aufgefangen? In Zeiten digitalisierter Arbeitsplätze, dezentrierter Belegschaften und transnationaler Produktionsnetzwerke ist der Einzelne immer weniger Teil eines vertrauten Kollegiums, einer Firmenfamilie, sind klassische Formen von Berufssolidarität und gewerkschaftlicher Organisation im Schwinden begriffen. Die Grauzone von ungesicherten Arbeitsverhältnissen nimmt zu, insbesondere junge Menschen müssen sich nicht selten unter Wert verkaufen, handeln sich von einem Zeitvertrag zum nächsten.

Die Vielfalt an Organisationskrisen und Team-Zerwürfnissen beschäftigt Supervision und Unternehmensberatung. Meist werden die Vorgesetzten für alle Unzulänglichkeiten und Misshelligkeiten verantwortlich gemacht. In der Regel ist es aber ein kompliziertes Zusammenspiel von Führungsschwächen, überfordernden Umstrukturierungen, Personalknappheit, unklaren Hierarchien und dem Druck immer neuer Projektideen, Controlling- und Qualitätsbildungsmaßnahmen. Stets rühren berufliche Konflikte an die unterschwelligsten Familienthemen der Mitarbeiter, Rivalität, Autoritätskonflikte, Geschwisterneid, verletzte Schamgefühle. Werden solche Themen nicht offen ausgetragen, wächst leicht ein toxisches Klima des Misstrauens, der Unzufriedenheit, der mangelnden Offenheit und Konkurrenz. Leicht geht die gemeinsame Arbeitskultur unter in Spaltungen, in offenen oder geheimen Allianzen, Mobbing und wechselseitiger Entwertung (vgl. Kernberg 2000).

Die Zunahme an arbeitsbedingten Zusammenbrüchen und Erschöpfungsdepressionen – nicht nur bei traditionell stressbelasteten Berufen – ist gegenwärtig besorgniserregend. In der Regel verbirgt sich dahinter der Druck von ungesicherten Arbeitsverhältnissen und

Unterbezahlung, ein Klima hoher Anforderungen bei geringer Wertschätzung und geringem eigenen Entscheidungsspielraum. Mit ursächlich scheint darüber hinaus das subtile Diktat neoliberaler Arbeitsmoral, die einen Mitarbeiter leicht zu seinem eigenen Unternehmer macht. Der Kampf von Großkonzernen um Überleben, Spitzenleistung und höhere Marktanteile wird heutzutage geradezu mit Kriegsmetaphern geführt, schraubt oftmals die Spirale einer ruinösen Konkurrenz weiter voran. Manch stressgestählte Erfolgsmenschen erleben den Kampf im Haifischbecken mittlerweile als Garant eines neuen Narzissmus. Am Limit zu leben, in immer neuen Projekten auf der Überholspur zu sein, alle Konkurrenten aus dem Feld geschlagen zu haben – im völligen Sich-Überantworten an den totalen Markt findet man in paradoxer Weise zu sich, feiert euphorisch mit seinem Team das Überstehen der nächsten Bewährungsprobe. Nicht selten kommt es hier zu einer Art „Identitäts- Spaltung“ des Normalen: man verlagert vertrauensvolle Beziehungen auf das Privatleben, gibt sich dort weich und einfühlsam, tritt für ökologische und ethische Werte ein, zeigt sich aber im Berufsleben misstrauisch, kalt und unerbittlich. Besonders für Untergebene bedeutet es nicht selten Dauerstress, stets ansprechbar und offen für Neuerungen zu sein, keine Unsicherheit und Schwäche zeigen, nicht verzagt und krank sein zu dürfen. Bis in die Mittelschicht hinein, so Richard Sennett (2010), herrschen unterschwellige Ängste, den Anforderungen nicht mehr zu genügen, outgesourct ins Nichts zu fallen. Erfahrungen von länger dauernder Arbeitslosigkeit, Entlassung oder Frühverrentung können, im Zusammenspiel mit anderen Belastungsfaktoren, besonders stark das Selbstvertrauen des erwachsenen Menschen untergraben – am Ende gar in eine misstrauische Bitterkeit ob der eigenen Lebensbilanz münden.

Moderne Marktstrategien suchen Selbstzweifeln und Erschöpfung entgegenzuwirken, die Mitarbeiterzufriedenheit zu erhöhen. Der „emotionale Kapitalismus“, so die Soziologin Eva Illouz (2005), legt Wert auf Einfühlung, Anerkennung individueller Leistung, auf Teamarbeit und flexible Hierarchien. „Entschleunigungs-oasen“ und „Achtsamkeitstrainings“ sollen helfen, Zeitdruck und Stress, abzubauen, ein Klima vertrauensvoller Zusammenarbeit zu fördern. Kritiker sehen in diesen weichen Formen des Kapitalismus, die sich im Übrigen noch nicht bei den ausbeuterischen Unternehmen der dritten Welt herumgesprochen haben, einmal mehr eine raffinierte Strategie, Mitarbeiter verkappt zu noch mehr Leistung und Effizienz anzuhalten. Dennoch sind viele Fortschritte nicht zu

übersehen, flexiblere Arbeitszeiten, Verbesserungen der Team-Kommunikation, ein respektvolleres Miteinander, eine ausgewogene Work-Life-Balance, Vergünstigungen für Mütter und Familien, die wiederum Kindern zugutekommen.

Gerade für Mitarbeitende in lehrenden, helfenden und heilenden Berufen erweist sich darüber eine regelmäßige Supervision als oftmals unverzichtbar. Die professionelle Unterstützung in schwierigen Fällen und die Klärung problematischer Interaktionen im Team, die sich negativ auf das Arbeitsklima auswirken, steht unter einem fachlichen Auftrag. Supervision darf nicht in eine Art Gruppentherapie münden und zum Selbstzweck werden. Ein Klima förderlichen Austauschs in unterschiedlichen Arbeitsteams herzustellen, gestaltet sich mitunter nicht einfach, insbesondere, wenn sich die Supervisionsgruppe aus Mitarbeitenden und Vorgesetzten oder aus Vertretern unterschiedlicher Berufsgruppen zusammensetzt. Rasch betritt man unsicheres Gelände, insbesondere, wenn sich hinter den üblichen Alters-, Status- und Geschlechterkonflikten auch erotische Spannungen und Eifersucht verbergen. Es bedarf des Vertrauens, sich in der Falldarstellung bezüglich eigener Schwierigkeiten und möglicher Fehler zu öffnen, über den eigenen Anteil in Konflikten zu reflektieren, ein heikles Thema mit Chefin oder Chef anzusprechen, Rückmeldungen an Kolleginnen und Kollegen so zu geben, dass diese sich nicht provoziert oder beschämt fühlen. Der Supervisor muss die Situation des Vortragenden, das angesprochene Problem wie die gesamte Teamatmosphäre im Auge behalten. Gerade bei brisanten Themen kann es leicht zu gekränkten Reaktionen und zum Rückzugsverhalten einzelner Teammitglieder kommen, zu Fraktionsbildungen und Spaltungen, aber auch - als kollektiver Abwehrmechanismus - zu einer Misstrauenshaltung des gesamten Teams gegenüber dem Supervisor und zunehmendem Zweifel an dessen Kompetenz.

Werte, Ideale, politische und religiöse Überzeugungen – heute noch Quelle des Vertrauens?

Welchen Einfluss auf menschliches Vertrauen haben heute noch Werte, Ideale, politische und religiöse Überzeugungen, sind doch Normen und Glaubenshaltungen in der säkularen Moderne vielschichtiger geworden, werden flexibler und toleranter gehandhabt, vor allem kritischer hinterfragt. Auch auf existenziellem Gebiet muss der einzelne sich aus der Vielfalt von Optionen und Sinnangeboten eine eigene Perspektive stricken. Ob und

wo ich mich sozial engagiere, welche politischen oder religiösen Einstellungen ich veretre, welche Moralvorstellungen für mich noch maßgebend sind – es gibt kaum noch verbindliche Vorgaben für das, was dem Leben Tiefgang und Sinn vermittelt. Hitziges ideologisches Engagement – einst Kennzeichen der 68er – wird heute eher belächelt, wer existenzielle Fragen anspricht, stößt in manchen Kreisen auf freundliches Befremden. In Zeiten, wo Korruption, Bestechlichkeit, Fake-News und gezielte Desinformation immer zynischer die öffentliche Moral untergraben, wo Konzerne Ethik- und Kirchen Missbrauchskommissionen einsetzen und kaum Konsequenzen daraus ziehen, scheint es mit dem Vertrauen in traditionelle Autoritäten immer schlechter bestellt. Soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit, Verteilungskämpfe, Kinderarmut, Wohnungsnot, zunehmende Obdachlosigkeit – während Politik und öffentliche Institutionen drängenden Problemen scheinbar immer hilfloser gegenüberstehen, machen sich zunehmend Wut und Frustration öffentlich Luft. Egomane und Fundamentalisten schüren Zweifel an der demokratischen Ordnung, extreme Ansichten und ideologische Rigorismen sind mittlerweile in die Mitte der Gesellschaft gerückt. Dennoch kann man von einer allgemeinen Sinnkrise, einem Beliebigwerden von Moral oder einer weitgehenden politischen Indifferenz breiter Bevölkerungsschichten in dieser generalisierenden Form nicht sprechen. Gerade die Enttäuschung der jungen Generation über das Schleppende und Inkonsequente der Politik in der Behandlung drängender Zukunftsprobleme weckt neue Initiativen. Die „Veggie- Bewegung,“ die „Fridays-for-Future Bewegung“, hier deutet sich ein Stückweit die hoffnungsvolle Verbindung persönlicher Zukunftsplanung mit einer Sorge um die Zukunft der Welt an.

Was den existenziellen Aspekt menschlicher Identitätsfindung anbelangt, so hat zu allen Zeiten vor allem Religion das Urvertrauen des Menschen gestärkt. Der Glaube an überirdische Mächte gab und gibt im Rätselhaften unserer Existenz Antworten auf Fragen nach dem Woher und Wohin, spendet Trost in Momenten von Einsamkeit und Verzweiflung, weckt Hoffnung auf eine jenseitige Zukunft über das begrenzte irdische Dasein hinaus. Über Jahrhunderte bestimmten religiöse Institutionen als scheinbare Garanten des Vertrauens über politische Ordnungen, über Moral, Weltbild und sozialen Status des einzelnen - und schürten doch in Krisensituationen immer wieder heilloses Misstrauen. Während derzeit für viele der verunsicherten Asylanten und Migranten die religiösen Traditionen ihrer Heimatländer zur unabdingbaren Stütze werden, ist Religion für westliche

Individuen nicht mehr selbstverständlich vorgegebene Kernidentität. In einem historisch unvergleichlich kurzen Zeitraum haben die großen christlichen Konfessionen ihren Einfluss auf Selbstgefühl und Lebensführung der meisten Menschen verloren. Kaum noch kommt die Identitätskrise in religiösen Ängsten, Zweifeln oder Schuldgefühlen zum Ausdruck. Aber auch das dezidiert kämpferische Vertreten atheistischer Positionen ist selten geworden. Eher spiegelt sich im Seelenleben vieler Menschen jener eigenartige Bruch der Moderne wider, das Gespaltensein zwischen wissenschaftlich-rationalem Weltbezug und Resten an einstigem Kinderglauben.

Dennoch – gerade der Verlust an existenziellem Tiefgang in der stahlharten, entzauberten Welt scheint einen Sinnverlust, eine Identitätsverarmung hervorzurufen, auf die die Götter der Postmoderne, Reichtum, Macht, Erfolg, keine Antwort haben. Deutlich stößt der Säkularismus heute an seine Grenzen, werden Bedürfnisse nach Sinn, spiritueller Gemeinschaftlichkeit und existenziellem Vertrauen wieder spürbarer. Der heutige Glaube in einer Zeit der Leichtgläubigkeit hat eine neue Qualität, beherbergt, wie Werner Bohleber (2009: 814) sagt, „höchst subjektive Mischungen von Überzeugungen und Gottesvorstellungen in sich“. Oft pickt man sich diejenigen Auffassungen heraus, die in ein allgemein humanistisches Lebenskonzept passen, verschmilzt dies womöglich mit Elementen anderer Religionen, mit Mystik, Spiritualität und Esoterik, möchte sich aber nicht mehr an kirchliche Institutionen und vorgegebene Glaubensbekenntnis binden. Auch bei dem immer geringer werdenden Prozentsatz der Kirchenbesucher ist es oftmals eine individualisierte Religion, die noch den Gemeinschaftsbezug sucht, sich aber in der praktischen Lebensführung weitgehend aus Autorität, Dogma und Lehrmeinung gelöst hat. Der Missbrauchsskandal, das autoritäre Gehabe mancher Kirchenoberer, der zähe Widerstand selbst gegen notwendigste Reformansätze hat speziell in der katholischen Kirche das Vertrauen selbst treuer Gläubiger erschüttert. Immer wieder erleben wir in der Supervision von Mitarbeitenden in kirchlichen Organisationen den Konflikt zwischen eigener Lebensführung und kirchlichen Grundordnungen, zwischen der Loyalitätsverpflichtung zum Dienstgeber und eigenen Gefühlen von Unverständnis und Empörung (vgl. Conzen 2020). Es bedarf, nicht nur in der katholischen Kirche, des Vertrauens, des Mutes zu neuen Experimenten und neuen Wegen. Aber gerade ein ausreichendes Maß an Vertrauen scheint das zu sein, woran es den Fundamentalisten aller Couleur im Letzten immer wieder mangelt.

Im Gegensatz dazu beobachten wir, gerade in den Konfliktszenarien des Nahen und Mittleren Ostens, ein bestürzendes Wiederaufflammen religiösen Fanatismus, gewinnen auch im Westen streng gläubige Gruppen mit erzkonservativem Weltbild und rigiden Moralvorstellungen bedenklich an politischem Einfluss. Einmal mehr wird Gott in die Rolle eines strengen, unnachsichtigen Über-Ichs versetzt, einmal mehr werden Glaubenssätze instrumentalisiert, um Machtansprüche und Gruppenegoismen metaphysisch unangreifbar zu machen. Welche Rolle Religionen in einer Welt von Morgen spielen werden, hoffentlich als Quelle von Vertrauen und Hoffnung, als ethisches Korrektiv, und nicht als Brandbeschleuniger verhängnisvoller Konflikte, scheint derzeit ebenso unvorhersehbar wie schicksalsträchtig.

Fazit: Wo stehen wir heute?

Beim Versuch dieses Aufsatzes, auf wenigen Seiten die existenzielle Bedeutung des Vertrauens für menschliches Leben in seinen Facetten und Gefährdungen herauszuarbeiten, konnten manche Themen nicht behandelt werden, bleiben wichtige Fragen offen. Gerade auf klinischem Gebiet bedarf es weiterer Forschungsergebnisse, weiterer Experimente, vor allem einer noch umfassenderen interdisziplinären Zusammenarbeit. Überall, insbesondere bei der Behandlung schwerer Persönlichkeitsstörungen, ist von einseitigen ideologischen Standpunkten abzuraten. Grundsätzliche Frage muss sein: Wie können wir Vertrauen stärken, was hilft dem konkreten Menschen in einer ganz speziellen, einzigartigen Lebenssituation weiter?

Der katastrophale Mangel an Therapieplätzen ist derzeit eine große Herausforderung für unser Gesundheitssystem. Was bringt es Menschen in schweren Lebenskrisen, wenn sie mitunter ein halbes Jahr auf eine gründlichere Behandlung warten müssen? Dringend notwendig erscheint ebenso die weitere finanzielle Stützung und der Ausbau von Beratungsstellen sowie die Ausweitung von Supervisionsangeboten, vor allem auch für Lehr- und Pflegekräfte. Um eine Atmosphäre des Vertrauens aufzubauen, bedarf es nach wie vor ausreichend Zeit. Beratung, Psychotherapie und Sozialarbeit dürfen nicht noch mehr dem Diktat ökonomischer Rentabilitätsmaßstäbe unterworfen werden, es kann nicht um ein immer oberflächlicheres Coachen zurück zur bloßen Funktionsfähigkeit gehen.

Der Kontrast zwischen unserem Handeln und dem derzeitigen Weltgeschehen ist indes fatal. Anstatt die drängenden Zukunftsprobleme gemeinsam in Angriff zu nehmen, erleben wir im neuen globalen Konflikt zwischen demokratischen Ordnungen und autoritären Regimen ein immer misstrauischeres Gegeneinander. Die Zukunftsaussichten sind düster, die drohenden Gefahren apokalyptisch. Und der Gedanke, dass wir mit unseren Methoden stärkeren Einfluss auf politische Geschehnisse nehmen könnten, scheint zum gegenwärtigen Zeitpunkt naiv. Was wir tun können, ist immer wieder das Vertrauen in unseren Kindern zu stärken, uns für eine offene Gesellschaft, für demokratische Werte und Lebensformen einzusetzen. Und vielleicht bedarf es letztlich doch eines Stück positiver Geschichtsphilosophie, eines Stück Hoffnung auf Fortschritte internationaler Zusammenarbeit im Kampf gegen Hunger, Verelendung und Klimawandel, auf Fortschritte im Kampf gegen die Menschheitsübel Gewaltherrschaft, Rassismus und Krieg, auf Fortschritte hin zum Bewusstsein gesamt menschlicher Identität und Solidarität. Es kommt dabei auf uns alle an. Erik Homburger Erikson (1975: 292) hat es einst in einen wunderbaren Satz gefasst: „Jede Generation schuldet der nächsten einen verlässlichen Schatz an Urvertrauen“.

Literatur

- Balint, M. (1997): Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bion, W. (1992): Elemente der Psychoanalyse. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bohleber, W. (2000): Die Entwicklung der Traumatheorie in der Psychoanalyse. In: Psyche-Z Psychoanal – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung, 54, S. 797-839.
- Bohleber, W. (2009): Psychoanalyse und Religion: Facetten eines nicht unproblematischen Verhältnisses. In: Psyche-Z Psychoanal – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung, 54, S. 803-821.
- Bohleber, W. (2016): Die Psychoanalyse in einer globalisierten Welt. In: Psyche-Z Psychoanal – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung, 70, S. 765-778.
- Boszömeny-Nagy, I. (1981): Die Dynamik familiärer Systeme. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Castells, M. (2002): Das Informationszeitalter, Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur. Teil 2: Die Macht der Identität. Opladen: Leske und Budrich.
- Conzen, P. (2005): Fanatismus. Psychoanalyse eines unheimlichen Phänomens. Stuttgart: Kohlhammer.
- Conzen, P. (2017): Die bedrängte Seele. Identitätsprobleme in Zeiten der Verunsicherung. Stuttgart: Kohlhammer.

- Conzen, P. (2020): Glaube braucht Nähe und Vertrauen. In: Mertes, B. & Mertes, M. (Hrsg.): Von der Volkskirche zur Sekte? Paderborn: Bonifatius-Verlag, S. 87-98.
- Dornes, M. (2012): Die Modernisierung der Seele. Kind – Familie – Gesellschaft. Frankfurt am Main: Fischer.
- Ehrenberg, A. (2004): Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt am Main & New York: Campus.
- Erdheim, M. (2003): Migration und Psyche. In: Psychosozia, 26, S. 81-87.
- Erikson, E. H. (1975): Der junge Mann Luther. Eine psychoanalytische und historische Studie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Erikson, E. H. (1981a): Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Erikson, E. H. (1981b): Identität und Lebenszyklus. Drei Aufsätze. 7. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freud, S. (1924): Neurose und Psychose, GW 13, S. 387-391.
- Filipp, S.-H. & Aymanns, P. (2010): Kritische Lebensereignisse und Lebenskrisen. Vom Umgang mit den Schattenseiten des Lebens. Stuttgart: Kohlhammer.
- Haußer, K. (1995): Identitätspsychologie. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Hitzler, R. & Honer, A. (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 307-325.
- Hole, G. (2004): Fanatismus. Der Drang zum Extrem und seine psychischen Wurzeln. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Huber, M. (2006): Wege der Traumabehandlung, Paderborn: Junfermann.
- Illouz, E. (2005): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kernberg, O. (1983): Borderline-Störungen und pathologischer Narzissmus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kernberg, O. (1991): Schwere Persönlichkeitsstörungen. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kernberg, O. (2000): Ideologie, Konflikt und Führung. Psychoanalyse von Gruppenprozessen und Persönlichkeitsstruktur. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Keupp, H. u. a. (1999): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identität in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Klein, M. (1972): Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- King, V. (2011): Beschleunigte Lebensführung – ewiger Aufbruch. In: Psyche-Z Psychoanal – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung, 65, S. 1061-1088.
- Kohut, H. (1979): Die Heilung des Selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marcia, J. E. (1989): Identity diffusion differentiated. In: Luszcz, M. A. & Nettrelbeck, T. (Hrsg.): Psychological development across the life-span. North-Holland: Elsevier, S. 289-293.
- Mentzos, S. (1992): Psychodynamische Modelle in der Psychiatrie. 2. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck &

Ruprecht.

Müller, T. (2009): Die psychotische Transformation der Persönlichkeit. In: *Psyche-Z Psychoanal – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung*, 63, S. 748–772.

Oliner, M. M. (2011): Das Leben ist kein Traum. Die Bedeutung des Realen. In: *Psyche-Z Psychoanal – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung*, 63, S. 385-408.

Pflichthofer, D. (2011): Der Rahmen: Zwischen Gesetz und Freiheit. In: *Psyche-Z Psychoanal – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung*, 65, S. 30-62.

Rey, J. H. (2002): Schizoide Phänomene im Borderline-Syndrom. In: Spillius, E. B. (Hrsg.): *Melanie Klein heute. Entwicklungen in Theorie und Praxis, Band 1: Beiträge zur Theorie*, 3. Auflage. Stuttgart: Klett Cotta, S. 253-287.

Rohde-Dachser, C. (2004): *Das Borderline-Syndrom*. 6. Auflage. Bern: Huber.

Seiffge-Krenke, I. (2020): *Jugendliche in der psychodynamischen Psychotherapie*. 4. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.

Sennett, R. (2010): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. 8. Auflage. Berlin: Berlin-Verlag.

Stierlin, H. (1982): *Delegation und Familie. Beiträge zum Heidelberger familiendynamischen Konzept*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Till, W. (2009): Psychoanalytische Aspekte in der Krisenintervention. In: *Psyche-Z Psychoanal – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung*, 63, S. 773-793.

Varvin, S. (2016): Asylsuchende und Geflüchtete: ihre Situation und ihre Behandlungsbedürfnisse. In: *Psyche-Z Psychoanal – Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendung*, 70, S. 825-855.

Volkan, V. D. (1999): *Das Versagen der Diplomatie. Zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Winnicott, D. W. (1971): *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Der Klient*innen-Körper als Teil eines pädagogischen Beziehungsraumes – Implikationen für die Fallsupervision

Zusammenfassung

Der folgende Beitrag kontrastiert die unzureichende Thematisierung des Klient*innen-Körpers in Disziplin und Profession Sozialer Arbeit mit der Tatsache, dass dem Umgang mit dem Körper eine hohe Relevanz für die Handlungspraxis (hier im Feld Psychiatrie) zukommt. Dieser Umgang wird von den Professionellen als sehr bedeutsam, gleichwohl als sehr herausfordernd im Sinne eines Grenzerlebens geschildert, insofern gesellschaftliches und individuelles Mandat für den Körper als sich aneinander ausschließend diskutiert werden. Diese Zusammenhänge, also die beruflichen Handlungsparadoxien rund um die pädagogische Adressierung des Körpers, werden jedoch kaum reflexiv bearbeitet. Vielmehr zeigt sich im Kontext von Gruppendiskussionen, welche die Autorin qualitativ-rekonstruktiv ausgewertet hat, dass die Sozialarbeiter*innen in der Psychiatrie dazu tendieren, die Problematik des Klient*innen-Körper aus dem pädagogischen Beziehungsraum auszuklammern.

1. Der Klient*innen-Körper als Randthema in der Sozialen Arbeit und als Störfeld in der Fallsupervision?

Der Körper ist konstitutiver wie auch konfliktbesetzter Teil unserer Entwicklung und unserer Identitätsbildung. Wir sind biografisch eng mit ihm verwoben und sind grundlegend auf ihn angewiesen, um mit anderen in Kontakt zu treten und uns verständlich zu machen. Soziales Handeln geschieht primär über den Einsatz des Körpers. Kulturelle und habituelle Prägungen bilden sich primär am Körper ab und prägen sich dort ein, und nicht zuletzt sind es vorrangig die körperliche Erscheinung und das Aussehen, die über gesellschaftliche Inklusions- und Exklusionsmechanismen entscheiden. Lebensweltlich betrachtet ist

der Körper/der Leib das mir Nächste. Er bildet gewissermaßen unseren täglichen Kompass, das Koordinatensystem, das lebensweltliches Handeln ermöglicht, steuert und auch begrenzt (vgl. Abraham 2002: 81ff.).

Um den Körper kommen wir nicht herum und sind Zeit unseres Lebens an ihn gebunden. Er erinnert uns an unsere Fragilität und Verletzlichkeit als menschliche Wesen. Er gibt uns gleichwohl auch Schwung und Energie und lässt uns strotzen vor Kraft, übersprudeln vor Freude. In ihm sind unsere Emotionen beheimatet, Glück wie Trauer, Resignation wie Hoffnung. All dies erleben wir unmittelbar leiblich und sind als einzige Lebewesen fähig, über diesen unseren Körper und die dazu gehörigen Empfindungen nachzudenken, aus ihm gedanklich herauszutreten. Plessner (1970) bezeichnete diesen Doppelaspekt unserer körperlich-leiblichen Verfasstheit, an den Körper gebunden, gleichzeitig leiblich-reflexiv aus ihm heraustreten zu können, als „exzentrische Positionalität“ (298ff.), die uns grundlegend von anderen Lebewesen unterscheidet.

Diese Zusammenhänge zur Identitätsbildung, zur Sozialisation und zur Biografie, die Fragen des gelingenden Alltags (Thiersch 1978) und der Lebensführung, die Bedeutung von gesellschaftlicher Teilhabe und Partizipation bilden zentrale Referenztheorien bzw. paradigmatische Kernelemente Sozialer Arbeit. Umso mehr verwundert es, dass diese Theoriebezüge die so relevante Dimension der Körperlichkeit von Adressat*innen (und auch von Professionellen) nahezu ausgeklammert haben (vgl. Homfeldt 1999; Hünersdorf 2011, Wendler & Huster 2015; Klausner 2015, Friesel-Wark 2022). Jüngst zeigen sich jedoch Tendenzen, den Körper stärker im Diskurs Sozialer Arbeit zu platzieren, so beispielsweise im Kontext der diesjährigen Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) zu „Geteiltes Wissen – Wissensentwicklung in Disziplin und Profession Sozialer Arbeit“ mit einem Leitvortrag zum Thema Körper und seiner Bedeutung für die Soziale Arbeit.

Doch was ist eigentlich mit dem „Körper“ der Klient*innen gemeint? Im Folgenden wird dieser auch der „Klient*innen-Körper“ genannt, um auf eine spezifische Weise der Körperkonstruktion seitens der Professionellen aufmerksam zu machen, auf die im Weiteren noch eingegangen wird. Zunächst sind damit die unmittelbare körperliche Erscheinung, also das Augenfällige, die Mimik, Gestik, die Haltung und der sprachliche Ausdruck gemeint. Des Weiteren die äußere Erscheinung wie der Kleidungsstil, die Pflege und die

Ästhetisierung des Körpers. Auch werden die Bereiche des Alltags in den Blick genommen, in denen dem Körper eine konstitutive Bedeutung zufällt, wie die Körperpflege, Themen rund um die Fürsorge und Gesunderhaltung des Körpers wie Ernährung, Bewegung, Entspannung, Achtsamkeit etc. sowie die Gestaltung des Wohnraums. Daneben wird die Ebene des inneren Erlebens, im phänomenologischen Sinne des „eigenleiblichen Spürens“ und des Resonanzerlebens adressiert. Auch wird die Ebene des Körpers bezogen auf sein Vermögen, sich über die Handlungssprache auszudrücken, insbesondere dort, wo beispielweise bei Vorliegen einer Behinderung, die symbolisch-kommunikative Funktion von Sprache ihre Fähigkeit eingebüßt wird, in den Blick genommen (vgl. Heltzel 2007). Und nicht zuletzt werden das Interaktionsgeschehen und die leibliche Involviertheit zwischen Professionellen und Adressat*innen in den Blick genommen, denn das professionelle Interaktionsgeschehen und die darin implizit enthaltene Dimension der Körperlichkeit der Interaktionspartner*innen, tragen entscheidend zur Konstruktion sozialer Wirklichkeit bei (vgl. Gugutzer 2015: 8). Diese Theorieebenen und Verstehenszüge können in diesem Beitrag selbstverständlich nur angerissen werden, bei weiterem Interesse sei auf die Dissertationsschrift der Autorin (2022) verwiesen.

Die oben benannte Randthematization des Körpers, oder der Körper als „Leerstelle“ in der Sozialen Arbeit, bleiben natürlich nicht folgenlos für die Fallsupervision. Meiner Erfahrung als Supervisorin nach, die überwiegend in klinischen und gesundheitsnahen sowie in Feldern der Behindertenhilfe supervidiert, wird der Körper nahezu beständig zum Thema und immer wieder zum Problem in Fallsupervisionen gemacht. Dort fristet er also keineswegs ein Schattendasein. Neulich noch sagte mir ein langjähriger Sozialarbeiter der stationären und ambulanten Suchthilfe:

„Wissen Sie, ich frage mich, wie berechtigt eigentlich die konzeptionelle Beschäftigung mit Fragen von Partizipation und Teilhabe ist, wenn ich doch auf der anderen Seite erlebe, dass meine Klient*innen in Bezug auf die Regelung ihres Alltags immer hilfsbedürftiger werden. Ehrlich gesagt habe ich Klient*innen, bei denen ich mich ernsthaft frage, ob sie sich überhaupt angemessen um Fragen von Toilettenhygiene kümmern können“.

Der Sozialarbeiter verweist hier auf eine grundlegende Handlungsparadoxie professionellen Handelns, der, gerade im Umgang mit der Körperlichkeit von Klient*innen, eine hohe Relevanz zukommt und auf die im weiteren Verlauf noch näher eingegangen wird. Meiner Erfahrung als Supervisorin nach ist weiterhin die Tendenz auffällig, den Körper

erst dann zum Gegenstand von Fallsupervision zu machen, wenn die Zustände der Körpervernachlässigung und der Verwahrlosung des Wohnraums bereits das Stadium einer gesundheitlichen Gefährdung erreicht haben oder so eskaliert sind, dass sie nicht mehr auszuhalten sind. Erst nach wiederholtem Schildern, wird mir dann mitgeteilt, dass man sich schon lange an der Grenze dessen bewege, was eigentlich aushaltbar und professionell noch zu vertreten wäre. So berichteten mir z. B. Sozialarbeiter*innen im Ambulant Betreuten Wohnen wiederholt, dass sie die Hinterlassenschaften ihrer, auch Stuhl inkontinenten Klient*innen regelmäßig beseitigen. Die Klient*innen lassen keinen Pflegedienst zu und sie wollen auch nicht stationär untergebracht werden, obwohl sie im ambulanten Rahmen schon längst nicht mehr adäquat versorgt werden können.

Spätestens hier werden die hohe Brisanz und das Konfliktpotential rund um ein Thema deutlich, das peinlich, schambehaftet und stark tabuisiert ist, weshalb die Aussprache hierüber mit den Klient*innen über Jahre hinweg vermieden wird und dann zunehmend eskaliert. Der Körper wird vorwiegend nur noch bezogen auf sein Störpotential in den Blick genommen, und dies häufig erst zu einem Zeitpunkt, wenn erhebliche gesundheitliche oder existentielle Problemlagen, eine Thematisierung in der Supervision aus ethischer Perspektive nahezu unumgänglich machen.

Diese Problematik wurde im supervisorischen Diskurs bisher nicht aufgegriffen. Die Zeitschrift Supervision veröffentlichte 2018 eine Ausgabe zu „Verkörperter Beratung. Embodiment und Supervision“ mit der Programmatik einer embodimentorientierten Beratung an, die sich explizit gegen eine Verengung des Körperdiskurses auf erlebnisaktivierende und nonverbale Interventionen ausspricht:

„Der Verkörperungsdiskurs verändert das Beratungsverständnis grundsätzlicher und legt die zusätzliche Perspektive nahe, vermehrt auf die körperlich/leiblichen Phänomene zu achten, die sowieso fortlaufend im Beratungsprozess passieren und diese achtsam und respektvoll für das Verstehen, die Reflexion, Intervention und den Transfer in die Praxis zu nutzen“ (van Kaldenkerken 2018: 2).

Van Kaldenkerken betont im Weiteren die Notwendigkeit des Einbezugs phänomenologischer und sozialwissenschaftlicher Verstehenszugänge zum Körper für den supervisorischen Kontext. Angesichts dieser Programmatik überrascht es, dass die weiteren Beiträge, sich nahezu ausschließlich mit psychologischen und (psycho)-therapeutischen Interventionsmöglichkeiten und Techniken befassen. Gleichzeitig folgt der Embodiment-Ansatz, auf den die Autorin zuvörderst Bezug nimmt, keiner phänomenologischen und

sozialwissenschaftlichen Logik, sondern stammt aus dem wissenschaftlichen Segment der Kognitionswissenschaft, und ist damit in erster Linie den Disziplinen der Psychologie, der Psychotherapie, den Neurowissenschaften sowie der Informatik (Stichwort Künstliche Intelligenz) entlehnt. Zweifelslos werden hier wichtige Zusammenhänge des Wechselspiels von Körper, Geist und Umwelt thematisiert, die nicht zuletzt im Sinne von Spiegelungsphänomenen bzw. bezogen auf die Neuroplastizität des Gehirns von hohem Erkenntniswert sind. Das zugrundeliegende Körperverständnis ist jedoch das eines, in erster Linie funktionierenden und dem gesellschaftlichen Mainstream angepassten und optimierten Körpers. Diese Körperpraxis zeigt sich auch in der Praxis des Coachings. Der Berufsverband für Coaching, Supervision und Organisationsberatung (bso) beispielsweise organisierte in diesem Jahr eine Fachtagung zum Thema „Körper und Beratung“, bei der Kreativität, Theater, Performanz, Arbeit mit dem Wesenskern, Körper in Evolution und Atemtechniken thematisch im Vordergrund standen. Hier wird sehr deutlich, dass die Sicht auf die Bedeutung des Körpers für die Beratung keine ist, die sich fallverstehernd der Thematik nähert, sondern das darstellende, inszenierende und gefällige Potential des Körpers zur Setzung von Interventionen und zur Optimierung von Beratungsprozessen fokussiert.

2. Der Klient*innen-Körper als Teil beruflicher Handlungsparadoxien

Der Körper, wie er sich im Kontext von Fallsupervisionen in der Sozialen Arbeit in gesundheitsnahen, eher betreuungsintensiven bzw. pflegenahen Arbeitsfeldern zeigt, steht zumeist in starkem Kontrast zur gefälligen Seite des Körpers und ist häufig weit entfernt von einem bewusst gestalt- bzw. machbaren Projekt (vgl. Gugutzer 2015: 45), wie es Gugutzer so treffend für die Postmoderne beschrieben hat. Im Kontext ärztlicher, pflegerischer, psychologischer und sozialarbeiterischer Tätigkeit mit (psychisch-)kranken, behinderten und gebrechlichen Menschen erleben Professionelle im Umgang mit den Adressat*innen einen Körper, der in seiner widerständigen und störrischen, ungepflegten bis hin zu verwahrlosten Erscheinung, zumeist Gefühle von Befremden, Ablehnung, Hilflosigkeit, Scham, Ekel und Wut auslöst.

Um diesem Phänomen auch empirisch näher zu kommen, hat die Autorin drei Gruppendiskussionen mit Sozialarbeiter*innen, die in der Psychiatrie in unterschiedlichen Bereichen und Arbeitsfeldern tätig sind, durchgeführt. Hierin wurden seitens der Autorin vier zentrale Fragestellungen eingebracht:

1. Welche beruflichen Erlebnisse werden mit dem Thema Körper im Kontext des beruflichen Alltags verbunden? Welchen Stellenwert nimmt hier das Thema Körper ein?
2. Welche Bedeutung bzw. welchen Stellenwert nimmt das Thema Körper im Kontext der Teambesprechungen ein?
3. Welche Rolle spielt das Thema Körper im Kontext der Zusammenarbeit mit anderen Berufsgruppen?
4. Was bedeutet für Sie professionelles Handeln bezogen auf das Thema Körper? Und benötigen Sie evtl. mehr, um professionell handeln zu können?

Als grundlegend erwies sich in allen drei Gruppendiskussionen der Erkenntniszusammenhang, dass alle Teilnehmer*innen der Frage der Adressierung und des Umgangs mit dem Körper ihrer Klient*innen eine sehr hohe alltagspraktische Relevanz beimaßen. Auch zeigte sich auf sehr eindrückliche Weise, mit welchen Herausforderungen sich die Professionellen angesichts dieser Problematik konfrontiert sehen und wie hilf- und ratlos sie sich hier mitunter fühlen:

„Und in der Arbeit kommst du halt auch an den Punkt, was Du eben gesagt hast ‘ich bin ja nicht die Mutter!’. Du musst ja auch gucken, ne: Was ist denn da Selbstbestimmung, ne? Was ist denn da Eigenverantwortung? Wie weit darfst du dich einmischen? Kannst ja nicht ständig gängeln? Es ist ja ein Gegängel zu sagen ‘Jetzt duschen sie sich aber mal, sonst müssen sie nach Hause’, wo man ja weiß: Puh, wenn der nach Hause geht, hat der überhaupt keine Struktur und keine Festigkeit“ (BR, Z. 296-302, Auszug Gruppendiskussion 1, 28.06.2017).

„Ne, wo wir dann immer wieder in Diskussionen sind, was machen wir mit den Leuten? Schicken wir die nach Hause? Wir müssen es ja irgendwie ansprechen. Sollen sie bei uns, ähm, Klamotten deponieren, dass sie sich wenigstens umziehen können? Ne, da sind wie noch nicht wirklich weiter, wie wir da immer wieder mit umgehen, weil manche sind ja da auch so gekränkt, wenn man sie darauf anspricht, dass sie dann erst mal nicht mehr wiederkommen“ (AS, Z. 164-170, Gruppendiskussion 1, 28.06.2017).

Kennzeichnend war weiterhin eine spezifische Form des oszillierenden Diskussionsmodus. Die Professionellen erleben sich hin- und her gerissen zwischen der Notwendigkeit zur (Wieder-) Herstellung des Ordnungskörpers, also der Unterstützung bei der (Wieder-

) Herstellung bzw. dem Erhalt eines gepflegten und präsentablen äußeren Erscheinungsbildes einerseits, und der Achtung der subjektiven Bedürfnisse und Befindlichkeit der Adressat*innen andererseits. Letzteres wurde als grundlegend für die Etablierung und Festigung einer vertrauensvollen professionellen Beziehung benannt. Dieses ständige Oszillieren zwischen dem allgemeinen und dem individuellen Mandat löst starke Gefühle von Rat-, Hilflosigkeit, Resignation und Ärger aus, die jedoch aus dem professionellen Beziehungsraum ausgeklammert und nur sehr vereinzelt im Kontext von Teamsitzungen problematisiert bzw. zum Reflexionsgegenstand gemacht werden.

Schütze (1992, 2000, 2021) hat diese Pendelbewegung zwischen dem individuellen und dem allgemeinen Mandat als konstitutiv für pädagogisches Handeln bezeichnet und in diesem Zusammenhang den Begriff der beruflichen Handlungsparadoxien geprägt (vgl. Schütze 1992, 2000). Professionalität in der pädagogischen Arbeit geht demnach mit einer Reflexion dieser beruflichen Handlungsparadoxien einher, um spaltenden, polarisierenden oder gar radikalierenden Haltungen und Handlungsweisen entgegenzuwirken. In den von der Autorin durchgeführten Gruppendiskussionen zeigten sich berufliche Handlungsparadoxien dort, wo der Körper als Adressat sozialer und gesellschaftlicher Normierungspraxen, gleichzeitig als unveräußerlicher Teil des Subjekts, die Professionellen vor massive Herausforderungen stellt:

„Also ich finde das oft auch schwierig, also vom Umgang her jetzt aus professioneller Sicht, also weil, also wir sitzen ja sehr oft im Nahbereich, also in deren Nahbereich, äh, oder im Auto sitzen, was auch körperlich sehr nahe ist, und wenn die dann stinken, das ist, also ich finde das oft eklig, und das ist oft eine Grenzüberschreitung, also von denen aus, aber für mich auch eine Grenzüberschreitung. Und wenn man das thematisiert, was ich ab und zu mache, also dann ist es natürlich sofort auch ein Riesenkonflikt [...]. Dann war ein Riesenstreit da, und die sagte: Was soll das, ich hab Sie nicht um ihre Meinung gebeten. Ich weiß das irgendwie, und ich hab gesagt, ja, aber es ist ja Teil unserer Arbeit, also es ist so massiv, man muss ja was dazu sagen können?“ (M2, Z. 190-195; Z. 202-205, Gruppendiskussion 3, 04.02.2019).

„[...] Da hat er das Recht darauf, ja, über seinen Körper zu bestimmen, auch wenn das selbstverletzend ist und auch wenn das unsere Gesellschaft nicht akzeptiert [...]. Bis zur Verwahrlosung, Selbstverletzung“ (GB, Z. 1040-1042, Gruppendiskussion 1, 28.06.2017).

3. Die Ausklammerung des Klient*innen-Körpers aus dem professionellen Beziehungsraum

Die rekonstruktive Analyse der Gruppendiskussionen verdichtet sich auf drei zentrale Orientierungsrahmen, die, in der Art und Weise „wie“ über den Körper diskutiert wird, auf Milieutypisches in der Sichtweise auf bzw. im Umgang mit dem Klient*innen-Körper verweisen. Der erste Orientierungsrahmen stellt die (häufig unhinterfragte) Übernahme und Weitergabe von psychiatrischem Wissen zum Körper dar. Mangels eigener Wissenssystematiken übernimmt die Soziale Arbeit Erklärungszusammenhänge aus der psychiatrischen Medizin. Dieses ärztliche Wissen dient zwar der Orientierung und der Einordnung von Symptomatiken im Umgang mit den Betroffenen, befördert jedoch keine pädagogische Auseinandersetzung bzw. keinen auf die lebensweltliche und die biografische Situation gerichteten Verstehens- und Handlungszugang, viel eher wird damit eine diagnostische, und damit eher distanzierte, Sichtweise auf den Klient*innen-Körper befördert. Der Körper erscheint hier als Anhängsel der psychiatrischen Erkrankung, als *Symptomatik von Depression, von Schizophrenie, von Borderline-Persönlichkeitsstörung*. Hier zeigt sich das Muster einer distanzierten „Betrachtung“ des Körpers, einer symptombezogenen, beobachtenden Haltung. Die Sozialarbeiter*innen hinterlegen den Klient*innen-Körper nicht mit Sinn für ihre pädagogische Tätigkeit, sie weisen der pädagogischen Befassung mit der körperlichen Verfasstheit ihrer Adressat*innen kein Entwicklungs-, Bildungs- oder gar Genesungspotential zu, sondern werden erst dann aktiv, wenn sich *Körpersymptome* zeigen, die auf eine Verschlechterung oder Destabilisierung der psychiatrischen Symptomatik hindeuten, oder aber um ihre „Diagnose“ bestätigt zu wissen. Auch Klausner (2015) beschreibt in ihrer ethnografischen Studie zur psychiatrischen Praxis eine Allgegenwärtigkeit des Körpers in den Erzählungen von Betroffenen. Dem Körper kommt ihrer Beobachtung nach und in den Erzählungen der Patient*innen eine hohe alltagsweltliche Bedeutung zu, die jedoch, so die Erkenntnis Klausners, keine Entsprechung von professioneller und institutioneller Seite findet. Sprich der Körper bleibt unthematisiert (vgl. ebd.: 181). Er wird nur dort thematisiert bzw. problematisiert, wo es um das Wiedererkennen, im Sinne der Vergewisserung einer psychiatrischen Diagnose geht:

„Es geht dabei gerade nicht nur um das Gesprochene, sondern um Äußerungen die sowohl sprachlich wie auch körperlich, durch Körperhaltung, Mimik oder auch durch Schweigen – sichtbar werden. In den verschiedensten Teambesprechungen wurden Interpretationen

des Zustandes eines Patienten mit körperlichen Beschreibungen ergänzt. Anhand des Blickkontaktes eines Patienten erkenne man, dass er schwingungsfähiger sei; der Gang sei aufrechter, die Mimik weniger angespannt“ (ebd.: 91).

Der Körper verweist hier auf die spezifische Beschaffenheit und die Ausprägung einer psychiatrischen Erkrankung, wodurch er vorwiegend diagnostisch kodiert wird. Die Fallstudien von Klausner (2015) verdeutlichen darüber hinaus, dass diese psychiatrische Sichtweise auf den Körper wiederum einen spezifischen Blick befördert. Im Sinne einer veränderten Körperkonstitution wird dem Körper in erster Linie als fragiles Ensemble von Begleit- und Nebenwirkungen der Psychopharmaka Aufmerksamkeit gewidmet. Hier wird eine Stabilität oder ein Erhalt bestimmter Funktionen angestrebt, die sich zwar als bedeutsam für die weitere Lebensgestaltung der Klient*innen erweisen, jedoch gleichzeitig den Körper zum Gegenstand „klinischer Körperwidmung“ (ebd.: 222) umfunktionieren.

Ein zweiter Orientierungsrahmen der auf einen milieutypischen Umgang der psychiatrischen Sozialen Arbeit mit dem Klient*innen-Körper verweist, zeigt sich in der Art und Weise, wie über die Pflege, als zweite körpernahe Berufsgruppe neben den Psychiater*innen, diskutiert wird. Da die Soziale Arbeit bezogen auf die Zuständigkeit für den Körper keinen Professionskonsens für sich reklamieren kann, orientiert sie sich nachvollziehbarer Weise an Berufsgruppen, die diesen Professionskonsens innehaben. Die Pflege bildet dabei die Berufsgruppe mit den stärksten Überschneidungen auf der professionellen Ebene, insofern hier viele lebensweltliche Schnittstellen existieren. Eine Orientierung, Auseinandersetzung oder Identifikation mit den Themen der psychiatrischen Pflege erfolgt jedoch nur sehr punktuell. Die Haltung zur Pflege erweist sich als beinahe durchgängig ambivalent, insofern einerseits die Zuständigkeit für den Klient*innen-Körper an die Pflege delegiert wird, diese jedoch andererseits als vorwiegend funktional, im Sinne von technisch, und als eher wenig einführend, kritisiert wird. Pflege wird dabei negativ und einseitig als „Bemächtigung“ konnotiert, womit auf einer latenten Ebene an die vergangenen Zeiten der „Irrenwärter“ bzw. an die Schreckensbilder der Euthanasie angeknüpft wird.

Der Umstand, dass vorwiegend kritisch und einseitig über die Pflege gesprochen wird, übt einen, wenn auch indirekten, gleichwohl bedeutsamen Einfluss auf den pädagogi-

schen Zugang (oder präziser gesagt: den fehlenden pädagogischen Zugang) zum Klient*innen-Körper aus. Denn über Delegation und Kritik wird eine Auseinandersetzung, wie oben auch, verhindert. Die Tendenz zur Delegation an andere Berufsgruppen zeigt sich in den Gruppendiskussionen weiterhin dort, wo die Zuständigkeit für den Körper an weitere sog. körpernahe Berufsgruppen wie Bewegungs- und Entspannungsangebote, Tanztherapie, Ergotherapie, Hauswirtschaft etc. delegiert wird. Im psychiatrischen Arbeitsfeld, insbesondere in Kliniken, werden diese Angebote (ausgenommen die Ergotherapie) vorwiegend von Berufsgruppen vertreten, die institutionell betrachtet über (deutlich) weniger Mitspracherecht und Entscheidungsbefugnisse verfügen, mitunter nehmen sie gar nicht an den Teamsitzungen teil, auch wenn sie regelhaft wöchentliche Angebote anbieten

Neben der Übernahme von medizinischen Erklärungsmodellen, der Delegation der Zuständigkeit für den Körper an die Pflege, deren Umgang jedoch gleichzeitig auch kritisiert wird, ergibt sich im Verlauf der interpretierenden Analyse noch ein dritter zentraler Orientierungsrahmen. So zeigt sich wiederholt eine Tendenz zur habituellen Distanzierung der Sozialen Arbeit vom Klient*innen-Körper als Störungsträger. Hier wird die Habitus-theorie von Pierre Bourdieu zugrunde gelegt (2005), demgemäß die alltägliche Praxis und Kultur bescheidener Milieus Gesten der sozialen Distinktion wie Distanzierung, Verachtung und Befremden hervorrufen (vgl. Gröning 2016), wobei dem Körper hier als Träger des Habitus eine exponierte Rolle zufällt. Die habituelle Distinktion zeigt sich dort, wo körperbezogene soziale Merkmale wie das Geschlecht, das Alter, die Herkunft bzw. der soziale Status, zum Verschwinden gebracht werden. Sie werden unter die psychiatrische Erkrankung „subsumiert“ und erscheinen damit in gewisser Weise nebensächlich bzw. obsolet gemessen am Gewicht der psychiatrischen Diagnose. Dieser Mechanismus kommt gemäß Bourdieu einer Biologisierung des Sozialen gleich und kann damit als eine Wirkungsform symbolischer Gewalt identifiziert werden (vgl. Heimann 2016: 363). Auf einer unbewussten Ebene wird hier ein soziales Machtgefälle zwischen den Klient*innen und den Professionellen reproduziert und verfestigt, das als Ausdruck symbolischer Gewalt dort gewertet werden kann, wo der Körper naturalisiert wird, indem er einseitig als Ausdruck des psychiatrischen Krankheitsbildes adressiert wird. So werden Verhaltensweisen, die in engem Zusammenhang zu geschlechts- oder statusbezogenen Merkmalen

stehen, nicht mehr als solche reflektiert, sondern werden quasi „naturhaft“, entlang der psychiatrischen Erkrankung begründet.

4. Abschließende Gedanken

Die Ergebnisse der rekonstruktiven Studie der Autorin verdeutlichen zusammenfassend, dass dem Umgang mit dem Klient*innen-Körper und der Adressierung des Körpers eine hohe Relevanz für die Handlungspraxis in der Psychiatrie zukommt. Der Körper wird jedoch gleichzeitig von den Professionellen als Störfeld erlebt und sie stoßen hier schnell an ihre Grenzen bzw. sie werden vor Herausforderungen gestellt, für die sie sich nicht hinreichend theoretisch und praktisch gerüstet fühlen. Mitunter scheint immer wieder bei den Teilnehmenden der Gruppendiskussionen auf, dass es eines anderen Zugangs zur Thematik bedarf, weil die Dimension der Körperlichkeit von Adressat*innen als lebensweltliche Aufgabe auch pädagogisch kodiert ist. Dieses Bewusstsein ist kein Kollektives, sondern taucht eher partikular auf, dennoch wird ihm eine hohe Relevanz seitens der Autorin beigemessen, weil in ihm der Wunsch nach mehr professioneller Anleitung und Orientierung im Umgang mit dieser als belastend erlebten Thematik zum Ausdruck kommt:

„Also sie sieht es selber, sieht diese Veränderung an sich selber gar nicht. Das hat mich total überrascht, weil sie eigentlich auch verändert wirkt, und sich auch verändert so ein bisschen gibt, so, so, ja, man merkt es, ja, also ich finde, da merke ich die Körperlichkeit bei ihr so an, dass sich da was getan hat. Nur sie selber merkt es noch nicht. Leider. Oder möchte es nicht merken. Ich weiß es nicht“ (W3, Z. 163-168, Auszug aus Gruppendiskussion 2, 08.03.2018).

Im Umgang mit Überforderungserleben zeigen die Sozialarbeiter*innen der Gruppendiskussionen eine zwar empirisch nachweisbare, gleichwohl im Erleben vermutlich unbewusste Tendenz, sich vom Klient*innen-Körper zu distanzieren. Der Körper wird aus dem pädagogischen Beziehungsraum „exkludiert“, sei es mittels der Übernahme medizinischer Erklärungsmodelle, sei es mittels habitueller Distinktion, sei es über die Delegation an andere Berufsgruppen, wie die Pflege beispielsweise oder andere „körpernahe“ Berufsgruppen. Diese Tendenz, sich pädagogisch nur marginalisiert für die Probleme und Herausforderungen rund um den Körper der ihr Anvertrauten zu kümmern bzw. diesen pädagogisch zu adressieren, habe ich als *institutionalisierten Ausdrucks-Sinn* bezeichnet. Damit ist eine Tendenz gemeint, die Zuständigkeit für den Klient*innen-Körper und die damit einhergehenden Herausforderungen nicht in die eigene Profession zu verlagern,

sondern an die Institution Psychiatrie zu delegieren: An die Medizin, an die Pflege, an weitere Berufsgruppen oder gar an psychiatrische Erklärungsmodelle.

Für die Fallsupervision ergeben sich folgende Erkenntniszusammenhänge: Die Achtung der Persönlichkeitsrechte (individuelles Mandat) und die Wiederherstellung des Ordnungskörpers (gesellschaftliches Mandat) stellen zwar notwendige, jedoch keine hinreichenden Wissens- und Handlungszugänge zur Entwicklung eines reflexiven Umgangs mit dem Körper dar. Es zeigt sich empirisch eine Tendenz, den Körper aus dem pädagogischen Beziehungsraum auszuklammern, und ihn eben nicht als Teil eines pädagogischen Arbeitsbündnisses zu adressieren. Hierdurch wird mehr oder minder systematisch ein Teil der Person ausgeklammert, der, so zeigen die Wissenssystematiken aus der Körpersoziologie, der Phänomenologie und der psychoanalytischen Psychosomatik, jedoch für das Versehen des Gegenübers und die Kontaktaufnahme zu ihm essenziell und unerlässlich sind.

Als basale Erlebens- und Erfahrungsdimension des Menschseins und des So-Geworden-Seins gründet jede Form von Intersubjektivität auf leiblichem Nach-Empfinden, im Sinne des Empfindens von Resonanz. Krankheiten, Behinderungen, Einschränkungen körperlicher, seelischer oder geistiger Art, stören das leibliche Empfinden mitunter erheblich und wirken sich so unweigerlich auf den zwischenmenschlichen Kontakt, und damit auf die professionelle Beziehungsgestaltung aus. Dieses Erleben, sich nicht mehr angemessen und erwartbar einzubringen, macht Angst. Entwicklungspsychologisch betrachtet, greifen dann u. a. Mechanismen der Angstbewältigung und Angstabwehr, die zu sog. Re-Somatisierungsvorgängen führen, wie sie der Psychoanalytiker Max Schur (1988) in seiner Theorie der De-Somatisierung und Re-Somatisierung eindrücklich beschrieben hat. Hierbei wird die Fähigkeit (vorübergehend oder für längere Zeit) eingebüßt, sich vom eigenen Körper zu distanzieren. Wo diese tiefgreifenden Problematiken, die zumeist schamhaft besetzt und gesellschaftlich tabuisiert bzw. stigmatisiert werden, nur schwer besprechbar sind, greifen Mechanismen der sozialen Exklusion und Marginalisierung, wie sie Goffman (2016) wiederholt beschrieben hat und Bourdieu als soziale Statuszuweisungen im Sinne der sozialen Distinktion markiert hat.

Die überblicksartig aufgeführten, an der Entwicklung, Aufrechterhaltung und Verschärfung einer Problematik rund um den Körper beteiligten theoretischen und empirischen

Dimensionen verdeutlichen die Notwendigkeit den Körper sehr viel stärker im Kontext von Fallsupervision aufzugreifen und reflexiv zu bearbeiten. Die Fragen des gelingenden Alltags, der Orientierung am guten Leben (Giertz, Große & Röh 2022), und nicht zuletzt die Fragen von Partizipation und Teilhabe (als Paradigmen im neuen Bundesteilhabegesetz), erfordern, so die zentrale These der Autorin, die systematische Einbeziehung der Dimension der Körperlichkeit ihrer Adressat*innen. Die Soziale Arbeit benötigt hierfür in erster Linie Wissen und Reflexionsräume, und zwar bereits im Kontext des Studiums, um den pädagogischen Entwicklungs- und Beziehungsraum zur Verfügung zu stellen, der Klient*innen dazu verhelfen kann, sich wieder in ihrem Körper mehr zuhause zu fühlen.

Literatur

- Abraham, Anke (1999): Der Körper im biografischen Kontext. Ein wissenssoziologischer Beitrag. Wiesbaden: Springer VS.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg: VSA-Verlag.
- Friesel-Wark, Heike (2022): Die Dimension des Körpers im Kontext Sozialer Arbeit in der Psychiatrie. Eine rekonstruktive Studie zum Umgang mit dem Klienten-Körper. Weinheim: Beltz Juventa.
- Giertz, Karsten; Große, Lisa & Röh, Dieter (2022): Soziale Teilhabe professionell fördern. Grundlagen und Methoden der qualifizierten Assistenz. Köln: Psychiatrie-Verlag.
- Goffman, Erving (2016): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. 23. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gröning, Katharina (2016): Sozialwissenschaftlich fundierte Beratung in Pädagogik, Supervision und Sozialer Arbeit. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Gugutzer, Robert (2015): Soziologie des Körpers. Bielefeld: Transcript Verlag
- Heimann, Regina (2016). Habitusanalyse als Diagnoseinstrument in Supervision und Beratung. In: OSC 23, S. 357-369.
- Homfeldt, Hans-Günther (Hrsg.) (1999): „Sozialer Brennpunkt“ Körper. Körpertheoretische und -praktische Grundlagen. Hohengehren: Schneider-Verlag.
- Hünersdorf, Bettina (2011): Körper, Leib, Soziale Arbeit. In: Otto, Hans-Uwe & Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. 5. Auflage. München: Ernst-Reinhard-Verlag, S. 896-902.
- Klausner, Martina (2015): Choreografien psychiatrischer Praxis. Eine ethnografische Studie zum Alltag in der Psychiatrie. Bielefeld: transcript Verlag.
- Plessner, Helmuth (1970): Philosophische Anthropologie. Frankfurt am Main: Fischer Verlag GmbH.
- Schur, Max (1988): De- und Resomatisierung. Zur Metapsychologie der Somatisierung. In: Overbeck, Gerd und Annegret (Hrsg.): Seelischer Konflikt – körperliches Leiden. Reader zur psychoanalytischen Psychosomatik. Eschborn: Fachbuchhandlung für Psychologie, S. 83-142.

- Schütze, Fritz (1992): Sozialarbeit als „bescheidene“ Profession. In: Dewe, Bernd; Ferchhoff, Wilfried & Radtke, Frank-Olaf (Hrsg.): Erziehen als Profession. Zur Logik professionellen Handelns in pädagogischen Feldern. Opladen, S. 132-170.
- Schütze, Fritz (2000): Schwierigkeiten bei der Arbeit und Paradoxien beruflichen Handelns. Ein grundlagentheoretischer Aufriss. In: ZBBS, Heft 1/2000, S. 49-96.
- Schütze, Fritz (2021): Professionalität und Professionalisierung in pädagogischen Handlungsfeldern: Soziale Arbeit. Opladen & Toronto: Barbara Budrich Verlag.
- Thiersch, Hans (1978): Alltagshandeln und Sozialpädagogik. In: Neue Praxis, Jg. 8, S. 6-24.
- Van Kaldenkerken, Carla (2018): Embodiment und Supervision. Überblick, Ansätze und Relevanz für Supervision. In: Zeitschrift Supervision, Jg. 3, S. 4-11.
- Wendler, Michael & Huster, Ernst-Ulrich (Hrsg.) (2015): Der Körper als Ressource in der Sozialen Arbeit. Grundlegungen zur Selbstwirksamkeitserfahrung und Persönlichkeitsbildung. Wiesbaden: Springer VS.

Arbeitsbündnis in der Pflegeberatung

Zusammenfassung

Pflegebedürftigkeit ist mittlerweile ein wichtiges Thema in der Beratung. Dass die Beratung bei Pflegebedürftigkeit auch selbst ein relevantes Thema für die Supervision ist, will dieser Beitrag exemplarisch, an einem Fall aus der Pflegeberatungspraxis, begründen. Die hier verwendeten Ausschnitte einer Fall Erzählung sind der Dissertation der Autorin entnommen (Lebeda 2021). Bevor die eigentliche Fall Erzählung beginnt, wird in einem kurzen Abschnitt, wenn auch stark verdichtet, erläutert, warum insbesondere die Beratung bei Pflegebedürftigkeit eine hohe Bedeutung für die Professionsentwicklung der Pflegeberufe hat.

1. Pflegebedürftigkeit und Beratung

Pflegebedürftigkeit ist seit 1995, mit Verabschiedung des Pflegeversicherungsgesetzes (SGB XI), in die gesamtgesellschaftliche Verantwortung übergeben worden. Die Sorge um pflegebedürftige Angehörige ist nun nicht mehr nur private Angelegenheit, oder gar individuelles Problem, der einzelnen Familien bzw. Sorggemeinschaften, sondern wird seither gesamtgesellschaftlich abgesichert, verhandelt und beraten.

Aktuell gilt Beratung als *die* Strategie, um soziale und gesundheitliche Problemlagen zu steuern. Im SGB XI wurde die Beratung zu und bei Pflegebedürftigkeit (zunächst) exklusiv an die Pflegeberufe übergeben. Diese verstanden Pflegeberatung sodann auch zunehmend als ein spezifisches Handlungsfeld der Pflege. Dieser Bereich, das wurde schnell klar, musste nun professionalisiert werden. Beratung bei Pflegebedürftigkeit sollte also gelernt, gelehrt, beforscht und tiefer ausgearbeitet werden.

Auch der Gesetzgeber reagierte in jedem Schritt der SGB XI Reformen auf diesen immer differenzierter wahrgenommenen Bedarf. So wurden die Paragraphen zur Beratung kontinuierlich erweitert, konkretisiert oder ergänzt. Mit diesem Anschub hat sich im Verlauf

der letzten Jahrzehnte eine breite und diverse Pflegeberatungslandschaft entwickelt, in der die Pflegeberufe fest eingebunden sind.

Die o.g. Dissertation (Lebeda 2021) argumentiert nun, dass trotz dieser Entwicklung und Ausarbeitung die Pflegeberatung nicht die angestrebte, versorgungsrelevante Tiefe erreicht hat. Sondern, dass die durchaus recht prominent gewordene Pflegeberatung, sich aktuell vor allem als klassische funktionale Sozialberatung, als Fallmanagement, als Lotse durchs System oder auch auf die pflegepraktische Anleitung vorstellt. Hin und wieder bietet Sie sich zudem als psychosoziale Beratung an, bei der jedoch nicht immer eine entsprechende Qualifikation vorgewiesen werden kann.

Die Absicht der Autorin war es, auf verschiedenen Ebenen ausführlich darzulegen, dass die Forderung, Beratung bei Pflegebedürftigkeit in den genannten vorrangig angebotenen Formaten, nur weiter auszurollen, eben nicht reicht. Um auch durch Beratung eine bessere Bewältigung bzw. Versorgung von Pflegebedürftigkeit zu erreichen, erscheint es daher dringend erforderlich ein anderes, ein tiefer und spezifischer ausgearbeitetes Beratungsverständnis sowie entsprechende Qualifikationen für die Pflegeberatungspraxis zu erarbeiten - und einzufordern. An dieser Stelle rückt auch die reflexive Supervision ins Bild.

2. Impulse zur Weiterentwicklung

Zur Weiterentwicklung der so bedeutenden Interaktion Beratung bei Pflegebedürftigkeit, wird in der Wissenschaft der systematische Blick in einzelne Fallverläufe als erkenntnisreich erachtet (vgl. Schütze 1984, Darmann-Finck 2009, Völter 2013, Bayern MDK 2018). Diesen Impuls aufnehmend, wird im Folgenden die Perspektive der pädagogischen Beratung eingenommen. Im Verständnis der pädagogischen Beratung, wie sie an der Universität Bielefeld gelehrt wird, baut Beratungskunst auf drei Elementen auf: Vertrauen, Arbeitsbündnis und Kontrakt (vgl. Gröning 2015: 59ff.). Konkret geht es um Vertrauen, das im Beziehungsraum gebildet wird und durch ein inneres und äußeres Arbeitsbündnis begründet sowie durch einen Kontrakt abgesichert wird. Dieser Fokus führt konsequenterweise zur Betrachtung der Beziehungsgestaltung zwischen den Interakteur*innen im Feld der Pflegeberatungspraxis. In der vorgestellten Sequenz (Punkt 4) lässt sich

exemplarisch ein Moment der Vielschichtigkeit, sowie der Beziehungsdynamik in Beratungsverläufen auffalten und betrachten. Darüber hinaus zeigt es die Relevanz der Fähigkeit zur Selbstreflexion von Berater*innen auf.

3. Das Arbeitsbündnis

Für diesen Beitrag wird eines der oben genannten Elemente besonders herausgehoben: Das Arbeitsbündnis. Grundgelegt ist hier das pädagogisch fundierte Arbeitsbündnismodell von Ulrich Oevermann, schließt aber auch an die Theorien der reflexiven Professionsentwicklung von Fritz Schütze (vgl. Schütze 2000) oder Jürgen Dewe und Hans-Uwe Otto, (Dewe/Otto 2012) an. Wie lässt sich das Arbeitsbündnis nun in der Handlungspraxis darstellen?

Im nächsten Kapitel kommt es in der Fallschilderung zu einer Szene, die sich als Kippunkt im Pflegeberatungsverlauf verstehen lässt und in der in diesem Moment das Arbeitsbündnis zwischen Ratsuchender und Pflegeberaterin angefragt wird. Mit der Rekonstruktion und Reflexion der Szene wird so auch klar, welche Folge die Antwort der Pflegeberaterin auf diese (latent gestellte) Anfrage für die Beratungsbeziehung und den weiteren Verlauf hatte.

4. Fallverlauf einer Pflegeberatung

Am folgenden Fallverlauf wird deutlich, wie wichtig die Eröffnung eines reflexiven Zugangs des Ereignisses für die Pflegeberaterin war. Durch die eigene rekonstruierende Erzählung und gemeinsame Betrachtung zeigen sich der Pflegeberaterin neue Dimensionen im Fall und eröffnen sich auch mögliche neue Handlungsoptionen. Damit finden sich in diesem Beispiel gute Argumente für die kontinuierliche reflexive Supervision in der Pflegeberatung.

4.1. Sozialrechtlicher Rahmen und Beratungsauftrag

Der sozialrechtliche Rahmen, in dem der geschilderte Fallverlauf stattfand ist die sogenannte individuelle häusliche Schulung (§45 SGB XI). Pflegekurse werden in der Pflegeversicherung ebenfalls den Pflegeberatungsleistungen zugeordnet und deswegen durch Pflegeberater*innen angeboten. Verbunden mit der Forderung nach einer neuen Fundierung bezeichnet Katharina Gröning (2021) den §45 SGBXI als den Bildungsparagrafen in der Pflegeversicherung.

Im erzählten Fall wurde die häusliche Schulung an einen Krankenhausaufenthalt angeschlossen und von der Klinik initiiert. Mitarbeiter*innen im Sozialdienst vermuteten im Zuge einer Entlassung aus dem Krankenhaus, dass es sich bei dieser häuslichen Pflegesituation womöglich um eine Überforderung für die sogenannte Hauptpflegeperson in der Familie handeln könnte.

Deswegen wurde eine Pflegeberaterin beauftragt, direkt an den Ort der Pflegesituation zu gehen, um sich der Lage dort zu vergewissern und um ggf. alltagsnahe Hilfe anzubieten, die im Krankenhaus nicht erkannt bzw. abgelehnt wurde. Die Pflegeberaterin schildert den Beratungsanlass bzw. -auftrag über den Sozialdienst an sie, nach einer kurzen Benennung der Diagnosen sowie der persönlichen Daten, folgendermaßen:

Interview Zeile 381-384: „Geh mal da hin. Guck mal, ob da alles läuft, ob die Angehörigen nach Hilfe fragen.“ Und ähm ..“die sind Beide sehr alt, das ist ja auch ungewöhnlich, dass da keine Hilfe nötig ist.“ Und ja, dann bin ich nach einem Telefonat da mal einfach zum Hausbesuch gegangen. [...].“

Konkreter wird der Austausch mit dem Casemanagement bezüglich des Auftrags zu Beratung in der Erzählung nicht. Es ist allerdings nicht ungewöhnlich, dass ein Auftrag zur Pflegeberatung erfolgt, indem nur ein diffuses Bild von möglichen Pflegeberatungsbedarfen besteht. Oft soll die Beraterin allein, eben am Ort der Pflege, ein Bild gewinnen. Es gehört weiterhin noch nicht zur Routine der Entlassung aus dem Krankenhaus, das interdisziplinäre Wissen der verschiedenen Expert*innen über den Fall zusammenzutragen, festgelegte fachliche Kriterien zu nennen und schon mal Bedarfslagen für die Beratung zu erheben oder auszutauschen.

Es ging im konkreten Fall nun darum, den Kontakt mit zwei hochaltrigen Frauen aufzunehmen, die von Pflegebedürftigkeit betroffen sind und in einem Haushalt zusammenleben. Der Sozialdienst vermutete zwar keine Gefahr im Verzug, aber da sich weder Demenz noch Hochaltrigkeit mit der Zeit in Richtung Wiederherstellung von Gesundheit

oder Zunahme körperlicher Leistungsfähigkeit entwickelt, sollten zielgenaue entlastende Angebote gemacht werden, die evtl. – auch im Sinne der Klinikökonomie – eine baldige Wiederaufnahme verhindern. Die Erwartung an das individuelle aufsuchende Beratungsangebot war, dass es womöglich doch gelänge, mit Kenntnis der genaueren Umstände vor Ort und vertrauensbildender, persönlicher Zuwendung, Hilfe anzubieten. Denn bisher war von den Betroffenen kein unterstützender Pflegedienst zu der schweren Pflege eingebunden worden.

Die Beratung wird hier hinter den akuten Krankenhausaufenthalt platziert. Verstanden wird die angebotene zugehende Beratung als „Plus“, als eine zusätzliche besondere Leistung, nicht als eine mit Fachsprache gut ausgearbeitete, fachlich begründete Regel/Routine im Übergang vom Krankenhaus in die häusliche Versorgung. Es ist gerade die fehlende Standardisierung, die allen Akteur*innen den Anschein einer entkoppelten, aber zugewandten, persönlichen Hilfeleistung vermittelt. Die Fachexpertise der Pflegeberaterin ist zwar über den schlicht formulierten Auftrag angefragt, bleibt aber dadurch verdeckt, dass sie im Gesamtverlauf der Behandlung nicht gefragt bzw. eingebunden war. Das Krankenhaus bleibt in den Kernprozessen vor allem kurativ und pathogenetisch orientiert. Pflegeberatung, ausgelöst durch absehbar langfristige Pflegebedürftigkeit, wird somit vom Kernprozess losgelöst und nachgeordnet. Sie bleibt nur locker mit der sonstigen Versorgung verkettet. Dem diffusen Zweifel des stationären Casemanagement wird das Instrument der zugehenden Hilfe gegeben, um Zugang und damit Einsicht in die häusliche Situation zu bekommen, die unklar und daher nur fraglich stabil ist.

An der Stelle lässt sich ein Bruch oder zumindest eine Unschärfe markieren, an der sich widersprüchliche Anforderungen an den Auftrag der Pflegeberaterin zeigen, die auch Einfluss auf die Interventionen im anschließenden Beratungsverlauf nehmen: Auf der einen Seite ist die reibungslose Prozessorientierung der Krankenhausesentlassung in eine sichere Versorgung mit entsprechenden Verordnungen, Routinen und Prozessschritten gefordert. Auf der anderen Seite vermittelt sich das implizite Angebot der individuellen Pflege, die auf die Personen ausgerichtete, persönliche, womöglich liebevolle Zuwendung und Fürsorge.

4.2. Der Pflegeberatungsverlauf

Die freundliche Pflegeberaterin ist sehr erfahren, zudem Expertin im Thema Demenz und bekommt telefonisch schnell einen guten Kontakt zu der pflegenden Angehörigen, die das Angebot einer individuellen häuslichen Schulung sodann gerne annimmt.

4.2.1. Das erste Treffen

Beim ersten Treffen trifft die Pflegeberaterin auf eine nationalitätengemischte und ungewöhnliche Konstellation der Pflege- und Sorgebeziehung. Es handelt sich um die Pflege einer von Demenz betroffenen etwa 80-jährige Frau, die von ihrer noch etwas älteren, Freundin gepflegt wird. Die Beiden wohnten knapp 50 Jahre gemeinsam mit einem Mann, dem Ehemann der Pflegebedürftigen, in einer Wohnung. Nachdem der Mann verstorben ist, leben sie nun schon weitere ca. 10 Jahre zu zweit. Hilfe in Haus und Garten ist vorhanden, jedoch keine Hilfe bei der körperbezogenen Pflege bzw. bei allem, was die Konsequenzen aus der Demenz angeht.

Die Pflegeberaterin beobachtet einen, offensichtlich lange eingeübten, sehr eigenwilligen Umgang im Miteinander der beiden Frauen. Erstaunt nimmt sie z.B. die Fähigkeiten der pflegebedürftigen Frau wahr, die bei fortgeschrittener Demenz und erkrankungsbedingt bereits gestörter Kommunikation, die Zweisprachigkeit mit der Freundin dennoch aufrechterhalten kann. Die pflegefachlich versierte und erfahrene Beraterin erkennt zudem eine gewisse Unsicherheit der pflegenden Freundin im Umgang mit den sich immer wieder verändernden Alltagseinschränkungen der Demenz, die z.B. zum schlechten Ernährungszustand und anderen gesundheitlichen Gefährdungen beitragen.

Die Diagnose vor Ort: Die professionelle Einschätzung der Pflegeberaterin lautet nach der ersten Begegnung in der Wohnung der Ratsuchenden in etwa so: „Wissensdefizit im Umgang mit Demenz und fehlende Strategien für eine gelingende Alltagsgestaltung der Nahrungsaufnahme“. Als helfende Interaktion vereinbart sie darum zunächst eine Art Sachbildung, in welcher der Zusammenhang zwischen Bewegungsdrang, Unruhe und Kachexie bei Demenz aufgeklärt wird. Gemeinsam mit der pflegenden Angehörigen sollte nun, im Verlauf einiger Termine, ein alltagstauglicher Ernährungsplan entwickelt werden, der die schlechte Ernährungssituation der pflegebedürftigen Frau verbessert, die

offenbar ihrem demenzbedingten Verhalten entspringt. Etliche Folgeschäden durch Unterernährung oder Flüssigkeitsmangel können so vermieden werden. Damit sorgt sie mit der individuellen Anleitung vor Ort für mehr Sicherheit bei der Pflegebedürftigen und zudem, durch die Alltagsnähe, auch zur Entlastung der pflegenden Angehörigen.

4.2.2. „Kipppunkt“ – neue Beratungsherausforderungen

Bei einem der Besuche, in dem die Ratsuchende weiter über Demenz aufgeklärt werden soll, entfaltet sich allerdings eine zusätzliche Dimension des Alltags: Spannungen im Pflegealltag. Die Pflegeberaterin erzählt eine Szene, in der diese Spannungen zwischen den Frauen sichtbar werden: Die Pflegeberaterin sitzt mit der pflegenden Angehörigen gemeinsam an einem Tisch und erläutert Demenzverläufe. Dabei führt sie auch die Möglichkeiten zur Selbstvergewisserung durch Familienfotos ein. Die von Demenz betroffene Dame setzt sich, atmosphärisch angezogen, dazu und bekommt prompt von der Freundin ein Foto präsentiert. Das Bild zeigt eine Szene die 30 – 40 Jahre zurück liegt. Zu sehen sind zwei fröhliche Frauen in deren Mitte ein lächelnder Mann steht. Die hübschere Frau ist, so stellt sich raus, die pflegende Angehörige. Die andere Frau ist die Freundin, die von dieser aktuell gepflegt wird. Schnell entdeckt die pflegebedürftige Dame sich selbst. Ihre Reaktion kommt rasch:

„DAS BIN JA ICH!“ (Interview Zeile 324):, Die Pflegeberaterin erzählt die Szene weiter: Interview Zeile 323-324:„[...] und über die hübsche Frau, die ja jetzt nun neben ihr saß, nur etliche Jahre älter, hat sie gesagt: „Das weiß ich nicht, wer das ist. Kenne ich nicht!“

Hier entwickelt sich eine Irritation bei der pflegenden Angehörigen, die sofort ernst und dringend insistiert: „ABER DAS BIN DOCH ICH!“ Sie drängt geradezu darauf von der Freundin erinnert zu werden. Damit beginnt es unangenehm zu werden ... denn, die von Demenz betroffene Dame kramt tatsächlich in ihrer Erinnerung und erzählt, auf diese Weise angestoßen, Erinnerungsfetzen „aus dem Nähkästchen“ der wohl nicht immer harmonisch verlaufenen im Bild gezeigten Dreierbeziehung. Die Pflegeberaterin nimmt in der Szene deutliche Konflikte aus der Vergangenheit wahr. Geht es nach der pflegenden Frau, sollen diese aber offenbar vor ihr verdeckt gehalten werden, interpretiert die Beraterin.

Interview Zeile 340-341:„[...]“, weil nämlich die andere das Gespräch beenden wollte. Die wollte davon nichts.../ Die wollte nicht, dass ihre demente Freundin davon erzählte.“

So schiebt sich nun also während der Interaktion „Anleitung zur Biografiearbeit mit Fotoalben“ eine belastete Seite in der Beziehung der Frauen nach vorne – und damit auch in das Pflegeverhältnis der Beiden. Die Szene ist für die Pflegeberaterin unerwartet aufgetreten. Einen Moment vorher war sie noch in einer Demonstration, die zur geplanten Edukation bei Demenz passen sollte. Dann verlebendigt sich das edukative Thema auf einmal. Das Erzählsegment im Interview zeigt, dass nicht nur die von Demenz betroffene Frau in die Vergangenheit eintaucht, sondern auch sie selbst in diesem verdichteten Moment der vielfältigen Lebenswelt der Frauen begegnet. Sie macht sich auf einmal Gedanken über die Dreiecksbeziehung, über den biografischen Verlauf. Und: Sie ist berührt. Klar, es ist eine ungewöhnliche Konstellation, und es ist nur wahrscheinlich, dass über die Jahre Spannungen oder Geheimnisse entstanden sind, die sich in die Beziehung der Frauen eingeschrieben haben. Der Fantasie bieten sich hier viele Richtungen. Die Pflegeberaterin ist jetzt gefordert, sie muss urteilen und entscheiden, welchen Einfluss diese neue Wahrnehmung auf ihre Pflegeberatungsintervention hat.

4.2.3. Intervention der Pflegeberaterin

Die Pflegeberaterin hat eine ausgewiesene Expertise zur Pflege bei Demenz. Sie weiß, dass Beziehungsgestaltung *das* herausgehobene Thema des Expertenstandards bei Demenz ist (vgl. DNQP 2018, Thomsen 2019). Trotzdem greift sie in diesem Moment die Spannung, die für alle Akteurinnen aus der Szene erwächst, nicht als Thema für ihre Beratung auf.

Der Moment ist brisant, unangenehm – schambelastet.

„Ach, soviel hat sie ja noch nie erzählt!“ (Interview Zeile 360), bietet die pflegende Freundin an. Dann wendet sie die Szene von sich aus, indem sie fragt: „Willst Du noch etwas essen?“ und reicht sodann offensiv Kekse rum. Das Angebot der pflegenden Angehörigen, die ja selbst dieses erinnerungsanregende Foto ins Spiel gebracht hatte, aus der heiklen Szene einfach wieder hervorzutreten, dieses besondere Angebot, nämlich ei-

nen gemeinsamen Blick auf das Beziehungsgefüge in der Vergangenheit zu werfen, abzurechnen und stattdessen wieder zum geübten Ernährungsthema umzusteigen, nimmt die Pflegeberaterin an.

Die Beraterin befragt die Situation zwar still unter der unerwartet aufgetretenen Perspektive neu, demnach beurteilt sie diese auch nochmal. Sie kommt aber zu dem Schluss, dass sie einfach nur „gehört hat, was sie gehört hat“, wie sie sagt. Es berührt ihre zu Beginn getroffenen Vereinbarungen nicht. Das, was sie in der Szene *geföhlt* hat, wird dagegen nicht Gegenstand der professionellen Einschätzung - und so auch nicht Teil einer, die Beziehung womöglich vertiefenden, neuen Pflegeberatungsintervention.

Aber, so kann man die Szene und den weiteren Verlauf verstehen: Das Arbeitsbündnis war angefragt! Die Frage lautet: Wie weit kann sich die pflegende Angehörige in dieser Beratungsbeziehung vorwagen und sicher fühlen? Was hält die Pflegeberaterin stellvertretend mit ihr aus? Oder von der anderen Seite: Welche Ebenen und Aspekte der Pflege kann die Pflegeberaterin mit der pflegenden Angehörigen ansprechen? Die Antwort, die über die weiteren Handlungen geliefert wird, lautet: Wir machen weiter wie bisher, denn tiefer geht es nicht. Die „Beratung“ wird an der Stelle demnach wieder funktional, sie landen bei dem bewährten gemeinsamen Thema Ernährung und sichern die Ergebnisse aus der dort begonnenen Edukation.

Die Atmosphäre im Beziehungsraum hat sich allerdings insgesamt verändert. Nennt sie das Verhältnis zwischen ihr und der Ratsuchenden vorher herzlich, ist es ab diesem Zeitpunkt, verändert. Zudem verschiebt sich über diesen Moment der biografischen Belebung, auch ihre eigene Perspektive auf die Pflegebeziehung der beiden Frauen: Die Pflegeberaterin bewertet auf einmal das Pflegeverhältnis der beiden Frauen zwar als sorgend – aber auf der Beziehungsebene doch eher funktional und kühl. Das eigentliche Pflegeemotiv der schweren Pflege bleibt ihr jedoch fremd, erkennt sie im Nachhinein.

Interview Zeile 390-403:

B: „Und da war ich auch noch herzlich willkommen wirklich, aber hinterher nicht mehr so.

I: Ah ja, das hat sich verändert.

B: Das hat sich verändert, ja.

I: In dieser Szene?

B: In dieser Szene. Ich habe dann aber in dem Moment auch erst bemerkt, dass die gesunde Freundin sehr ernst war. Sie hat ihre Aufgabe erfüllt, weil es zu ERFÜLLEN war. Es war keine Herzlichkeit zwischen den Beiden.

I: Ah ja...

B: (.) Sie war fürsorglich und (.) oder, naja, sie hat einfach alles GEMACHT, auch in meinem Beisein, sehr ernst immer geguckt und immer nur (.) besorgt, war ernst, ich weiß nicht warum. Aber es war ja auch eine große Aufgabe, auf so eine kranke Frau aufzupassen. [...] Entlastungsangebote waren auch da. Es gab auch Haushaltshilfen, all solche Dinge waren eingestielt, aber die Pflege hat sie eben alleine gemacht.“

4.2.4. Das Ende des Pflegeberatungsprozess

Der Beratungs- und Bildungsprozess wird danach von der Ratsuchenden zügig beendet und es kommt nicht zu weiteren Terminen.

Im Abschied unterbreitet die Pflegeberaterin noch das Angebot, in dieser Form weiter miteinander zu arbeiten. Denn sie weiß um die ständigen Veränderungen bei Demenz, die phasischen, schwer voraussagbaren Verläufe. Die Störung in der Beziehung wird in der Erzählung erst nebenbei erwähnt, aber in ihrer Bedeutung für den Fall „fragliche Überlastung“ zunächst nicht verstanden.

Auf die Frage, ob diese Szene Einfluss auf ihre Beratung bzw. das Angebot „Eduktion zur Demenz“ hatte, antwortete die Pflegeberaterin zunächst spontan abwehrend, erkennt aber über die nachholende Erinnerung doch Zusammenhänge zum weiteren Beratungsverlauf:

„//Nein, nein.// hatte es nicht! Ich habe einfach nur gehört, was ich gehört habe ..und beobachtet habe und ähm....., ja....dieses Gespräch wurde dann aber auch GERNE von der anderen beendet. Sie wollte darüber nicht mehr sprechen. Sie hat der pflegebedürftigen Frau dann einfach was zu Essen angeboten, damit sie ruhig war (lacht) und hat gesagt: „So viel erzählt hat sie ja noch NIE.“ Hat sie mir gesagt „So viel erzählt hat sie ja noch nie“ und daraufhin hat die kranke Dame zu mir gesagt, ich soll nochmal kommen, es war so schön mit mir zu sprechen. (.) Und für die Andere...sollte ich dann natürlich nicht wiederkommen. Die gesunde Freundin hat mir dann gesagt, ich brauche nicht mehr kommen, obwohl die Kranke ja wollte, dass ich nochmal wiederkomme.“ (Interview Zeile 357-366)

Bezogen auf den Auftrag aus dem Casemanagement, so die erste Selbstbeurteilung der Pflegeberaterin, waren die Einheiten und Übungen mit der sorgenden Freundin hilfreich und im positiven Sinn alltagsverändernd und absichernd. Die Eduktion bei Demenz bewertet sie zunächst auch als gelungen, so dass sie den Auftrag der Klinik als erfüllt betrachtete.

Dennoch vermerkt sie für sich, dass irgendwie noch etwas offengeblieben sei. Sie vermutet es könnte der Wunsch der pflegebedürftigen Dame nach ihrer Gesellschaft sein, für die Sie jedoch keinen eigenen Auftrag aus der Klinik hatte.

5. Der reflexive Zugang der Pflegeberaterin zum Fallverlauf

Der Pflegeberaterin ist bekannt, dass bindungstheoretische Grundannahmen hier relevant sind, denn sie ist Demenzexpertin. Der Beziehungsaufbau zur pflegebedürftigen Person scheint ihr im Fallverlauf auch gut zu gelingen, wie sie berichtet. So gut, dass die pflegende Angehörige es bemerkt und erstaunt hervorhebt. Dass ihr parallel das Arbeitsbündnis zur pflegenden Angehörigen entgleitet (Kapitel 4.2.3.) schildert sie mit der Fotografie-Szene und soll noch deutlicher herausgearbeitet werden.

5.1. Das vage Gefühl am Ende der Pflegeberatung

Über die gemeinsame Betrachtung des Pflegeberatungsverlaufes rückt dieses vage Gefühl ins Zentrum ihrer Überlegungen. Die Pflegeberaterin verändert ihre Blickrichtung weg vom ersten Auftrag, hin zur Pflegemotivation und der Pflegebeziehung. Ging sie zu Beginn, nicht weiter hinterfragt, davon aus, dass 60 gemeinsam gelebte Jahre ausreichend verbinden, um zu pflegen, öffnet sich über das intensive Einlassen auf die erinnerte Szene eine neue Dimension.

Sie [die pflegende Freundin] hat immer betont, dass sie sich seit 60 Jahren kennen. Ja, das hat mir in dem Moment wahrscheinlich auch erstmal gereicht. (.) Es hat sich ein bisschen gewandelt, als sie dann von sich erzählte....Dieses Bild, ne, dieses Bild von dieser Kreuzfahrt, wo dieser Mann in der Mitte saß in ihren Blütejahren, rechts und links die Frauen (lacht leicht).

Sie entwickelt und formuliert Fragen zur Pflegemotivation:

Das war auch sehr interessant, ne, ...diese Bereitschaft, jetzt so eine schwerstkranke Frau zu pflegen....warum macht man das? Warum ist das immer noch da, wieso ist diese ähm (.) diese Beziehung immer noch ... konstant, obwohl dieser Mittelpunkt, dieser Hahn im Korb ist ja nicht mehr da. Was war da früher ähm/ (.) Ich meine, man denkt ja dann drüber NACH und/ und es hat/ Es wurde auch durch diese Äußerungen der kranken Frau so ein bisschen bestätigt, dass da die Beziehung nicht immer so (.) so lief, wie sie sich das vorgestellt hat.“ (Interview Zeile 497- 501)

Auf einmal stehen viele unterschiedliche Fantasien zur Pflegemotivation im Raum, mit der Frage, ob bzw. welche Bedeutung diese für die Beratung der Pflegesituation haben könnten: Ist diese Frauengemeinschaft eine Loyalitätsbeziehung, eine Dienstbotenbeziehung, bestehen Abhängigkeiten, Zwang, Scham, eine bisher immer versteckt gehaltene Liebesbeziehung?

Die beiden Frauen haben eine lange gemeinsame Geschichte und leben schon Jahrzehnte ihren Alltag zusammen. Nehmen wir an, es ist eine tief verbundene Freundschaft oder Partnerschaft. Diese Art Loyalität oder Bindung bietet oft den grundsätzlichen Rahmen für die Pflegemotivation.

5.2. Pflegemotivation und Pflegeberatungsbedarfe zur Pflegebeziehung bei Demenz

Pflege- und die Freundinnenbeziehung sind zwei verschiedene Rollen, die unterschiedlich wachsen und verschieden ausgestaltet und zudem erst gelernt werden müssen. Frühere gemeinsame Erfahrungen wie auch alte Konflikte wirken sich auf beide „Rollen“ aus. Aber bei zunehmender Demenz schiebt sich die Pflegebeziehung immer mehr in den Vordergrund. Denn insbesondere die Pflege bei Demenz ist im hohen Maße beziehungsorientiert und beziehungsintensiv (vgl. Kitwood 2000). Eine kontinuierliche Frage, die Menschen mit Demenz an ihre Umwelt stellen, ist die nach Hilfe bei der Beziehungsgestaltung, die Suche nach Vertrauen, nach Bindung und Orientierung von außen. Denn wenn die persönliche, innere Orientierung fragil wird, gehen sie auf die Suche nach einer „sicheren Basis“ (Stuhlmann 2007). Demenzkranke Menschen brauchen deswegen im Besonderen eine Beziehung persönlicher, nicht formeller Art.

Es geht daher in der Aufklärung zu Demenz nicht ausschließlich um Anleitung, um durch den fordernden Alltag zu kommen. Auf dieser Ebene könnten auch Entlastungsdienste greifen – und die sind in dem Fall offenbar schon installiert.

5.3. Vertrauensbeziehungen in der Pflegeberatung

Es sind die belastbaren Vertrauensbeziehungen in der Beratung, die es pflegenden Angehörigen ermöglichen können, ihre neue Rolle selbst zu verstehen, diese zu akzeptieren und die damit verbundenen Aufgaben zu lernen – oder auch sie abzulehnen. Im Beziehungsraum erfährt die Ratsuchende die Pflegeberaterin als eine Art Zeugin ihres inneren Empfindens, womöglich ihres Leides oder ihrer Freude.

In dieser Weise vertraut, formieren sich die Beratungsthemen (oder lassen sich von der Pflegeberaterin formulieren), auf die die Angehörige einen eigenen Anspruch hat. Zu

nennen wären Scham z.B. vor Bloßstellung und all die anderen Ängste von Angehörigen, die Menschen mit Demenz pflegen. Dazu gehört weiter auch der Verlust von sozialen Beziehungen, fehlender gegenseitiger Austausch, Einsamkeit und Ängste vor der eigenen Verletzlichkeit im Alter.

Vielleicht lassen sich in dem Fall auch schon getroffene zentrale Pflegeentscheidung auf dem Hintergrund der Lebensschilderung und Lebenserfahrung neu einordnen oder gemeinsam befragen. Beispielsweise ist es der pflegenden Angehörigen offenbar besonders wichtig, gerade die Körperpflege nicht aus den Händen zu geben. Warum? Soll hier Beschämung vermieden werden? Spielen dabei Finanzen eine Rolle, ist sie vielleicht auf das Pflegegeld angewiesen, während die anderen Hilfeleistungen sich z.T. über Entlastungsleistungen finanzieren lassen?

Ohne ein anerkennendes Gespräch mit der pflegenden Angehörigen über diese Dimensionen greifen schnell andere Beurteilungskriterien, bis zu den eher „privat persönlichen Einschätzungen“ (= die lange gemeinsame Zeit reicht um zu pflegen) oder „primitiven Klassifikationen“, wie Fritz Schütze sie beschreibt (vgl. Schütze 2013, Gröning 2016).

6. Resümee zur Gestaltung des Arbeitsbündnisses in der Pflegeberatung

Im Beziehungsraum der Beratung bei Pflegebedürftigkeit sind mehr Ebenen betroffen, die unterschiedlich gestaltet werden müssen. Soll die ratsuchende Freundin nicht nur über den Umgang mit der Erkrankung „belehrt“ werden, sondern soll ihr Verständnis der eigenen komplexen Situation gefördert werden, um zu mehr persönlicher Freiheit und Mündigkeit zu kommen, ist auch der Beziehungsaufbau der professionell Beratenden notwendigerweise ein reflexiver. In diesem werden durch die Beraterin auch die eigenen Gefühle wie auch die der Ratsuchenden angesehen und geordnet. Die Ratgebende konnte ja durchaus wahrnehmen, dass alte Konflikte in der Beziehung der Akteurinnen eine Rolle spielen. Das psychosoziale Anliegen wurde als Bedarf *gespürt*, aber nicht diagnostiziert, professionell eingeschätzt oder Beratungsinterventionen dazu entwickelt. Damit kühlte die Beziehung aber auch spürbar ab. Zur Kunst der lebensweltorientierten Pflege-

berater*innen gehört es, von dem funktionalen Beratungsauftrag in dem es um die Aufklärung zum Thema Demenz, mit all den einzeln enorm wichtigen Themen, die tatsächlich gelernt werden müssen (wie Ernährung etc.), auch eine Beziehung anzubieten. Darin geht es dann um den inneren Kontrakt, in dem auch Affekte gespürt, geordnet und angesprochen werden können.

Betrachtet man die in der Szene vorgestellte Beziehungsgestaltung als einen nachvollziehbaren in Phasen verlaufenden Prozess innerhalb des Beratungsgeschehens, wurde das Arbeitsbündnis in der herausgehobenen Szene von der Angehörigen prüfend angefragt. Vielleicht hat sie sich hier Antworten auf andere brennende Themen erhofft. Die aufmerksame Pflegeberaterin spürt auch einen Bedarf, der allerdings über ihr Anleitungsangebot, das im ursprünglichen Auftrag formuliert war, hinausreicht. Sie sieht hier keine Zuständigkeit im Interventions- bzw. Hilfeangebot der Pflegeberatung. In der geschilderten Szene hat somit eine Klärung stattgefunden, die bedeutet: Wir bleiben bei der Sache – und somit funktional miteinander.

7. Schlussbetrachtung

Das Fallbeispiel weist auf eine Pflegeberatung hin, die, wenn sie der Lebenswelt der zu Beratenden gegenüber reflexiv ist, neue Beratungsanliegen eröffnet, die in stabil gebauten, gut reflektierten Arbeitsbündnissen bearbeitet werden können. Dafür sind, neben berufsspezifischer Expertise, beraterisches Verstehen, unterschiedliche jeweils angemessene Interventionen sowie die Fähigkeit zur Selbstreflexion erforderlich.

Das geht allerdings weit über das am Anfang geschilderte Verständnis der aktuellen Beratung bei Pflegebedürftigkeit hinaus. Diese Fähigkeit wird jedoch auch von den Ratsuchenden oft unausgesprochen erwartet. Befördert wird diese Erwartung durch die persönliche Zuwendung, die nicht selten implizit am Anfang des Angebotes steht. Bedient werden die sehr berechtigten psychosozialen Beratungsanliegen bei Pflegebedürftigkeit dann häufig durch „privat persönlich“ ausgearbeitete Beratungspraxen, und nicht durch eine ausgewiesene Beratungsqualifikation.

Nach Ansicht der Autorin weist das Handlungsfeld der Beratung bei Pflegebedürftigkeit noch deutliches Entwicklungspotential auf. Dieses Beispiel zeigt, dass sich erst in der

anschließenden Fallreflexion, die Anfrage an das Arbeitsbündnis für die Pflegeberaterin deutlich darstellt. Sie betrachtet daraufhin die Pflegeberatung neu und versteht den Fall und Ihre damit verbundenen Gefühle und Beobachtungen anders. Es ist demnach im Interesse der tieferen Ausarbeitung der Pflegeberatung sich auch, neben der Eröffnung neuer Wissenszugänge in den Pflegeberater*innenqualifikationen, im Fallverstehen zu üben und darüber in den Fachaustausch zu gehen (vgl. Oevermann 1997: 12, Weidner 2020: 148ff.). Ohne Fallverstehen lässt sich nämlich sehr wohl eine Struktur weiter entfalten, aber das geht nicht automatisch einher mit dem Reifen der Pflegeberatungspraxis. Ich sehe hier ein starkes Argument Supervision als ein Instrument für die Entwicklung und die tiefere Ausarbeitung der Pflegeberatung kontinuierlich einzuführen.

Literatur

- Bayern, M. D. K. (2018): Der Pflegeberatungsprozess anhand von Fallverläufen: Erkennen–Verstehen–Beraten anhand von Falldarstellungen. ecomed-Storck GmbH.
- Darmann-Finck I. (2009): Professionalisierung durch fallrekonstruktives Lernen: Fallrekonstruktives Lernen in den Berufsfeldern Pflege und Gesundheit. Frankfurt am Main: Mabuse, S. 11-36.
- Dewe, B. & Otto, H.-U. (2012): Reflexive Sozialpädagogik – Grundstrukturen eines neuen Typus dienstleistungsorientierten Professionshandelns. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 197-213.
- Deutsches Netzwerk für Qualitätsentwicklung in der Pflege. (2018): Expertenstandard „Beziehungsgestaltung in der Pflege von Menschen mit Demenz“ Osnabrück.
- Gröning, K. (2015): Sozialwissenschaftlich fundierte Beratung in Pädagogik, Supervision und Sozialer Arbeit. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Gröning, K., & Schütze, F. (2016): Fallsupervision als hermeneutische Methode - eine Würdigung der Fallanalyse von Fritz Schütze. Zusammenfassung des Festvortrages anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Masterstudiengangs Supervision und Beratung. In: FoRuM Supervision: Onlinezeitschrift für Beratungswissenschaft und Supervision, Heft 47, S. 4-11.
- Gröning, K. (2021): Familien- und Geschlechtergerechtigkeit in der Pflegeversicherung: Ein Plädoyer für die Schließung von Leerstellen. Frankfurt am Main: Mabuse-Verlag.
- Lebeda, D. (2021): Beratung bei Pflegebedürftigkeit. Perspektiven für die klinische Sozialarbeit und Pflegeberatung im gesellschaftlichen Modernisierungsprozess. Bielefeld: Universität Bielefeld.
- Oevermann, U. (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A. & Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M. & Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart, Metzler Verlag, S. 78–111.
- Schütze, F. (2000): Schwierigkeiten bei der Arbeit und Paradoxien des professionellen Handelns. Ein

grundlagentheoretischer Aufriss. ZQF–Zeitschrift für Qualitative Forschung, 1(1).

Schütze, F. (2013): Alltägliche Kategorisierungs-, Typisierungs- und Klassifikationstätigkeit der Ärzte als abgekürzte professionelle Erkenntnis- und Vermittlungszuwendung. Der soziale Körper: Interdisziplinäre Zugänge zur Leiblichkeit. Opladen: Barbara Budrich, S. 227-290.

Stuhr, U. & Deneke, F.-W. (Hrsg.) (1992): Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument. Heidelberg: Verlag Weinheim.

Thomsen, M. (2019): Fallgeschichten Demenz: Praxisnahe Beispiele einer erlebensorientierten Demenzpflege im Sinne des Expertenstandards. Berlin: Springer Verlag.

Völter, B. (2013): Professionelles Handeln wahrnehmen und reflektieren lernen. In: Sozial Extra 37, S. 23-26.

Monika Althoff

Soziale Arbeit, Supervision und das Problem der Kritik – zur Bedeutung eines kritischen Gegenüber in Sozialer Arbeit und Supervision

Zusammenfassung

In dem folgenden Aufsatz geht es um kritisches Denken und wie in Sozialer Arbeit und Supervision sein Platz verteidigt und Ausdruck finden kann, ohne unmittelbar dekonstruiert oder negiert zu werden. Kritik soll produktiv, erkenntniserweiternd und selbstkritisch sein und nimmt damit sein Gegenüber ernst. Ein kritisches Gegenüber erzeugt Möglichkeitsräume durch Ausdifferenzierung von Sichtweisen und ist gleichzeitig ein Moment des Dissenses und der Diskontinuität. Sowohl die Kritische Theorie als auch Theorien zur Herrschafts- und Institutionenkritik bieten eine Reflexionsfolie für Soziale Arbeit und Supervision und ihr jeweils mit kritischem Blick zu betrachtendes professionelles Handeln und ihr jeweiliges Eingebundensein in gesellschaftliche und politische Diskurse.

1. Einleitendes zur Kritik und zum kritischen Gegenüber

„Wenn wir den schurkischen Standpunkt identifizieren und verstoßen, verfehlen wir das Wesentliche, nämlich dass jede kritische Frage sich von Anfang an schurkisch gegenüber bestehenden Konventionen verhält“ (Butler 2011: 57).

Kritik kann als Kulturform, als Kulturtechnik und als Kunst verstanden werden, die selbst zunächst zuhört und versteht, um dann zu interpretieren und zu kommunizieren. Kritik ist ein wichtiger Bezugspunkt sowohl in der Sozialen Arbeit als auch in der Supervision und soll produktiv sein, erkenntniserweiternd, reflexionsanregend, unmittelbar, konkret, selbstkritisch, präzisierend, korrigierend, differenzierend, kontextgebunden und zur Re-

produktion oder Ausweitung des Möglichen beitragen. Dadurch, dass Kritik aktuell inflationär benutzt und populistisch eingesetzt und verbreitet wird, wird sie selbst dekonstruiert. Der Abnutzung des Begriffs der Kritik soll die Verteidigung der Kritik als Vollzugsform entgegengesetzt werden. Die Notwendigkeit und der Nutzen von Kritik werden sowohl *in* der Sozialen Arbeit und *in* Supervision als auch gleichzeitig die Notwendigkeit und der Nutzen von Kritik *an* der Sozialen Arbeit und *an* Supervision fokussiert. Dennoch kann nicht davon ausgegangen werden und somit stets mitzudenken, dass Kritik und ein kritisches Gegenüber nicht immer ein allgemein anerkanntes Interesse verkörpern.

Kritisches Denken und Kritik ist auf mehreren Ebenen zu leisten. Auf einer Ebene ist das professionelle Handeln von Sozialarbeiter*innen und Supervisor*innen aufgrund der Komplexität und Nichtstandardisierbarkeit reflexionsbedürftig (vgl. Althoff 2020: 228). In diesem Kontext bedeutet Reflexion, im Nachgang und aus einer Distanz das professionelle Handeln zu rekonstruieren und einzuordnen, und ein Teil dieser reflektierten Rekonstruktion beinhaltet eine kritische Auseinandersetzung. Reflexion ist als ein wieder hervorholender Vorgang als Kritik der Praxis zu fassen und bedeutet, das eigene Handeln an alternativen Handlungsmöglichkeiten und weiteren Perspektiven zu messen. Auf einer anderen Ebene fungieren Sozialarbeiter*innen gegenüber ihren Klient*innen – und Supervisor*innen gegenüber ihren Supervisand*innen – als ein kritisches Gegenüber und nutzen Kritik als ein intensiviertes Hinweisen auf Sachverhalte, Umstände oder Handlungen, die stets auch anders betrachtet werden können. Kritik ist hier ein direktes kommunikatives Verfahren, eine Vollzugsform, die kritische Fragen generiert, die einer situativen und individuellen Interpretation entspringen. Kritische Fragen sollen ein Nachdenken ermöglichen und keine Ansichten und Bewertungen überstülpen. Der Vorgang der Kritik ist überdies selbst zu reflektieren.

In diesen Ausführungen werden Soziale Arbeit und Supervision als zusammengehörig und reziprok dargestellt, da Supervision eine Praktik der Kritik der Sozialen Arbeit darstellt. Soziale Arbeit und Supervision stehen in der Reflexion in einem engen Wechselverhältnis, da in der Supervision die Reflexion des Handelns der und des Wissens zur sozialarbeiterischen Situation stattfindet, um die Erkenntnisse dann in die Arbeitsbeziehung und Situation der Sozialarbeiter*innen mit ihren Klient*innen zurückzuführen. Die in der Supervision ausgeführte Reflexion der Arbeit mit den Klient*innen und Kritik der

Arbeitsbedingungen haben sich stets in den nachkommenden Praxissituationen zu bewähren. Genauso kann Soziale Arbeit als Praktik der Kritik der Supervision verstanden werden, wenn die Erträge der Supervision in der folgenden Praxis nicht bestehen und zurückgewiesen werden. Supervision und Reflexion benötigen Distanz zum professionellen Alltag, aber können zur deprofessionalisierten und leeren Hülse geraten, wenn der Bezug zur Praxis abgekoppelt wird (ebd.: 162f.).

2. Kritische Praxis und Kritik an der Praxis

Ein kritisches Gegenüber, das man herbeiwünscht oder fürchtet, wird in der Praxis der Sozialen Arbeit – vielleicht in der Supervision etwas häufiger – kaum ausdrücklich benannt noch explizit hervorgehoben. Implizit ist kritisches Denken in der Sozialen Arbeit verankert und die Bemühungen um eine kritische Soziale Arbeit sind verbreitet und erfolgreich (Überblick in Cremer-Schäfer et al. 2014). Sozialarbeiter*innen in ihrer Arbeitsbeziehung zu ihren Klient*innen werden in einer annehmenden, stärkenden und wertschätzenden Art vorgestellt und arbeiten mit verletzlichen, eigensinnigen, marginalisierten, unsicheren, traumatisierten, unverständlichen, komplizierten oder unfügsamen Klient*innen. Es entsteht ein Spannungsfeld zwischen bewertungsfreier Unterstützung und Kritik der Klient*innen, das keineswegs zu einer Seite aufgelöst werden kann, sondern das Annehmen der Klient*innen und als kritisches Gegenüber zu fungieren stehen gleichberechtigt nebeneinander¹. Gerade Kritik kann dafür stehen, sein Gegenüber in seinem*ihrem Eigensinn ernst zu nehmen und das Arbeitsbündnis unverstellt zu gestalten. Soziale Arbeit und Supervision begeben sich in die Lebenswelt der Klient*innen und Supervisand*innen, und Kritik kann den Anstoß geben, in tiefgehende Reflexion und Diskussion einzusteigen.

Theorie als kritische Folie und Ansätze von Supervision beinhalten fast durchgängig das Konzept des Reflektierens, das sich dadurch auszeichnet, dass Reflexion und Kritik zusammengedacht werden und ein kritisches Denken den reflexiven Supervisionskonzepten immanent ist. Der Bezugspunkt zum kritischen Gegenüber basiert auf gesellschaftskriti-

¹ Das Spannungsfeld zwischen Hilfe und Kontrolle ist hier grundsätzlich zu unterscheiden.

schen Ansätzen, die in reflexiven Supervisionskonzepten zum Verstehen und Intervenieren herangezogen werden (vgl. Gröning 2013: 116). Supervision hat eine politische und damit kritische Dimension, da ihr eine Verantwortung gegenüber Individuen und der Gesellschaft zugeschrieben wird (beispielhaft vgl. Heintel & Ukowitz 2017: 71; Weigand 2012a: 16ff.) und da Supervision in relativer Unabhängigkeit agieren kann.

Auch in Theorien und Ansätzen der Sozialen Arbeit schwingt ein kritisches Denken und kritisches Kommunizieren mit. Böhnisch argumentiert in seinem subjekt- und sozialstrukturbezogenem Bewältigungskonzept, dass Sozialarbeit bzw. Sozialpädagogik „gesellschaftlich institutionalisierte Reaktionen auf typische psychosoziale Bewältigungsprobleme in der Folge gesellschaftlich bedingter sozialer Desintegration“ (Böhnisch 2012: 219) sind. Der Mensch wird in ein unsicheres und widersprüchliches Soziales freigesetzt und trägt eine Bewältigungslast. Soziale Arbeit begreift ihre Aufgabe darin, die Klient*innen in ihrer Entgrenzung, die sich Integrationsproblemen, kritischen Lebensereignissen und Gefährdung des Selbstwertgefühls und der sozialen Anerkennung zeigt, wieder zu stabilisieren. Böhnisch stellt die Ambivalenz der Klient*innen bei den „Formen der Suche nach Handlungsfähigkeit“ (ebd.: 222) deutlich in den Vordergrund zeigt auf, dass Klient*innen aufgrund der Bewältigungsanforderungen und der Ungewissheit der Freisetzung zu eigensinnigem, die Norm verletzendes oder dissozialem Verhalten zurückgreifen, das zu pädagogischen oder auch restriktiven Reaktionen führt. Soziale Arbeit hat diese verdeckten Bewältigungszusammenhänge zu erkennen, um derart mit ihnen umzugehen, dass eine subjektive und strukturelle Integration der Klient*innen eher gelingen kann (vgl. ebd.: 224). Das schließt ein kritisches Gegenüber nicht aus, das insbesondere der von den Klient*innen erfahrenen und ihr ausgesetzten Ambivalenz mit einem erweiterten Blick begegnen und gegensteuern kann. Die individuell verfügbaren Muster der Lebensbewältigung sind nicht zu bewerten oder gar zu verurteilen, sondern das Verhalten ist als Fortsetzung der Verhältnisse und als Bewältigungsstrategie zu begreifen. Aus dieser Sicht heraus lässt sich nicht-diffamierende, nicht-polemische oder nicht-aggressive Kritik durch ein kritisches Gegenüber formulieren. Dewe und Otto betonen in ihrem Ansatz der reflexiven Sozialpädagogik die Zweiseitigkeit des professionellen Handelns zwischen Expertenwissen und lebensweltlich relevantem Allgemeinwissen. „Im Zentrum professionellen Handelns steht also nicht ‚Expertise‘ oder ‚Autorität‘, sondern die Fähigkeit der Relationierung und Deutung von lebensweltlichen Schwierigkeiten in

Einzelfällen mit dem Ziel der Perspektiveröffnung bzw. einer Entscheidungsbegründung unter Ungewissheitsbedingungen.“ (Dewe & Otto 2012: 197f.) Einer Perspektiveröffnung ist der kritische Blick auf die einzeln-subjektive Perspektive immanent und ist als Angebot einzusetzen, und eine Entscheidungsbegründung kann umso differenzierter erfolgen, je mehr Perspektiven zur Verfügung stehen. Ein kritisches Gegenüber ist in der Praxis der Sozialen Arbeit nicht unter Kontrolle zu subsumieren, sondern als Erweiterung des professionellen Handelns einzusetzen.

3. Zur Eröffnung von Möglichkeitsräumen durch Kritik

Das Potential und das Ziel von Kritik in der Sozialen Arbeit und Supervision liegen darin, zu einem Mehr an Autonomie und nicht lediglich zur Normalisierung der Lebensweisen und Lebenswelten beizutragen. Kritik in der Praxis in den Arbeitsbündnissen mit den Klient*innen resp. Supervisand*innen kann keine allgemeine und normative Kritik sein, sondern sie ist auf einen Gegenstand bezogen, auf eine Entscheidung oder auf ein Agieren. Kritik auf diesen Gegenstand bezogen bedeutet, die Grenzen des Denk- und Artikulierbaren zu erkennen und wie an diesen Grenzen gearbeitet werden kann (vgl. Langer 2012: 57). Nach Anhorn et al. (2012b: 17) geht es nicht um Ideale oder um ein wertendes ‚Besser‘, denn bei aller Heterogenität und Ungewissheit der Lebensbedingungen ist es illusorisch, davon auszugehen, dass Unterstützungs- und Lösungsideen für Klient*innen in eine Rangfolge zu bringen sind. Es geht um eine Veränderung zu etwas Alternativem, das zunächst unbestimmt bleibt. Einem kritischen Gegenüber gelingt die Reflexion nicht allein, sondern ein Setting zur Reflexion und Rückschau trägt vornehmlich zur Arbeit an Veränderungen bei. Soziale Arbeit mit Klient*innen und Supervision mit Supervisand*innen sind Orte der Verständigung, die unter der Prämisse der Handlungsentlastung für Klient*innen und Supervisand*innen Orte sein können, an denen Kritik möglich ist und gehört werden kann (vgl. Althoff 2020: 227f.). Das Gespräch schafft Distanz zur Handlung und gestattet, Handeln und Entscheidungen objektivierend zu betrachten, und ermöglicht ein rationales Verhalten zu sich selbst (vgl. Mollenhauer 1965: 32). Soziale Arbeit und Supervision können als Praktiken von Kritik bezeichnet werden, die in und zu ihrem professionellen Handeln einen Standpunkt beziehen. Dabei darf nicht vergessen

werden, dass Kritik und ein kritisches Gegenüber selbst auf fragilem und analytisch unsicherem Grund stehen und dass Kritik ebenso widersprüchlich sein kann. Sozialarbeiter*innen und Supervisor*innen stehen nicht außen vor und sind Teil der professionellen Verhältnisse mit all ihren Paradoxien. Kritik und der Prozess der Kritik haben sich selbst einer kritischen Analyse auszusetzen und haben sich der Herausforderung zu stellen, ihren Kern in Klarheit darzustellen.

In der Rolle des kritischen Gegenübers wird nicht auf das Handeln und Entscheidungen der Klient*innen und Supervisand*innen mit einer bewertenden Einordnung oder subjektiv-emotionaler Meinungsäußerung reagiert, sondern es wird ein Möglichkeitsraum eröffnet. Die Schaffung von alternativen Perspektiven und eine Ausdifferenzierung von Sichtweisen bringt diesen Raum hervor, der durch eine kritische Inaugenscheinnahme von Handlungsrouinen und Selbstverständlichen gekennzeichnet ist und durch Denken und Auseinandersetzung entsteht. Kritik bleibt eine Engführung, wenn sie dem bereits Gegebenen gegenübergestellt wird und sich dabei zwei antagonistische Positionen herausbilden, die kein Dazwischen kennen und als ‚richtig/wahr‘ und ‚falsch‘ aufgefasst werden. Das kritische Gegenüber soll als Möglichkeitsraum gefasst werden, indem nicht bloß Normiertes und Standardisiertes perpetuiert und indem leicht Verdaubares reproduziert werden, sondern indem das (kritisch) Reflektierte herausgefordert und ausdifferenziert wird (vgl. Bittlingmayer & Freytag 2019: 25). Kritik findet auf einer Ebene der Beschreibung statt und kann auf Veränderung und auf neu und anders Denken zielen, sodass Verflüssigung, Dekonstruktion, Mobilisierung, in Bewegung setzen oder Intervention am Ende stehen (vgl. Langer 2012: 58). Die individuelle Kritikfähigkeit wird gestärkt, indem Ängste und Risiken aufgenommen und Tabuisierungen bearbeitet werden.

Kritik ist auf dem Wissen, den Erkenntnissen der Lebensgeschichte und der Lebensverhältnisse der Klient*innen und Supervisand*innen zu formulieren und direkt an Klient*innen bzw. Supervisand*innen zu adressieren. Sie ist nicht losgelöst von der Figur des kritischen Gegenübers und aus deren subjektiven Perspektive zu formulieren, da sonst die Gefahr besteht, dass die Kritik einen verdinglichten, ideologischen Charakter annimmt, der von den Beteiligten abgekoppelt ist. Kritik muss sich auf reale Prozesse beziehen und die Beteiligten einbeziehen (vgl. Horkheimer 1937: 7).

Ein kritisches Gegenüber in Supervision und Sozialer Arbeit bedeutet also, etwas Konstruktives zu bieten und zu einer gelingenderen Praxis beizutragen. Dagegen betrachtet Adorno die Praxis der Kritik, die direkt mit einem Verbesserungsvorschlag verbunden wird, als kritisch und bezeichnet diese Kritik, die mit etwas Positivem verbunden wird, als gezähmte Kritik (vgl. Anhorn et al. 2012: 8). Die Ungeduld des „Praktischwerden“ und der damit einhergehende Glaube an pädagogische Veränderungskraft beschneidet das Potential der Kritik. Übereilte Konkretisierungen bekommen einen sozialtechnologischen Charakter und geraten leicht zu Operationalisierungen, die schnell und mühelos umgesetzt werden und den kritischen Charakter überdecken. Wenn Klient*innen oder Supervisor*innen genau die vorgeschlagene neue Praxis zu übernehmen haben, stellt dieses eine Engführung der Möglichkeiten und der Kritik dar. Der Kritik eine positive Wendung zu geben, zähmt die Kritik, die in Beratungsbeziehungen und Arbeitsbündnissen besser als ein Moment des Dissenses und der Diskontinuität zu halten ist.

4. Kritik der Herrschaftsverhältnisse in Sozialer Arbeit und Supervision – Kritik an und in der Praxis des Arbeitsbündnisses

Soziale Arbeit und Supervision sind grundsätzlich in die gesellschaftlichen Verhältnisse eingebunden, zu denen sie gehören und deren Anforderungen sie umsetzen. Dadurch reproduzieren sie Herrschaftsverhältnisse, die mit dem Auftrag zu verknüpfen sind, genau diese Herrschaftsweisen und Anforderungen zu hinterfragen und sich der eigenen Kritik daran auszusetzen. Die Arbeitsbeziehungen zwischen Sozialarbeiter*innen und Klient*innen sowie Supervisor*innen und Supervisor*innen sind asymmetrische Beziehungen, die von Macht- und Herrschaftsbeziehungen durchdrungen sind (vgl. Althoff 2022: 243). Kritisieren stellt in hierarchischen Konstellationen eine Machtpraktik dar und in der Figur des kritischen Gegenüber ist zu hinterfragen, welche hegemonialen oder Beraterischen Interessen verfolgt werden. Sozialarbeiter*innen und Supervisor*innen in asymmetrischen Beratungsbeziehungen haben die Macht, Situationen zu definieren und durch Setzungen bestimmter Perspektiven (weitere) Kritik zu verhindern. Im Arbeitsprozess kann sich Kritik als Widerständigkeit gegen Herrschaftszusammenhänge entfalten und die Verwobenheit der Herrschaftsverhältnisse sowohl in Sozialer Arbeit als auch in Supervision verlangt unzweifelhaft Reflexion und Reflexivität.

Klient*innen und Supervisand*innen in ihrer situativen Angewiesenheit auf Soziale Arbeit und Supervision sind sicherlich Adressat*innen der jeweiligen sozialen Beratungsdienstleistung sowie Fürsprecher*innen in eigener Sache. Ein kritisches Gegenüber, das den Raum für Kritikfähigkeit und zu kritischem Denken bereithält, fördert einen kritisch-politischen Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse als Ganzes und damit auch den politischen Menschen in der Gesellschaft. Auch wenn Sozialarbeiter*innen und Supervisor*innen stellvertretend für ihre Klient*innen handeln, denen die Ressourcen fehlen Kritik vorzutragen, so ist dennoch zu erkennen, dass Emanzipierung von selbst kommen kann (vgl. Cremer-Schäfer & Resch 2012: 94) und ein Teil der Klient*innen eine genaue Einschätzung zu ihren Lebensbedingungen haben und nicht unbesehen belehrende und bevormundende Praktiken und Entscheidungen akzeptieren. Die Wiederbelebung des politischen Denkens und Handelns könnte die weitere Professionalisierung der Sozialen Arbeit – sowie die Professionalisierung der Supervision – bereichern (vgl. Thole & Wagner 2019: 39).

5. Zur Unerlässlichkeit der Herrschafts- und Institutionskritik

In dem Text „Traditionelle und kritische Theorie“ (1937) wird die Kritische Theorie und ihr Selbstverständnis von Max Horkheimer dargelegt und wie diese die Gesellschaft emanzipieren kann. Die Kritische Theorie unternimmt die historische Anstrengung und hat ein Interesse daran, die menschliche Aktivität aufzuhellen und zu legitimieren und Menschen in all ihren Möglichkeiten zu erschließen (vgl. ebd.: 57). Die Kritik der Ökonomie von Adorno zielt auf die Kritik der „Generalisierung der Idee der Verwertbarkeit“ (Hartmann & Hünersdorf 2013: 11) des menschlichen Potentials und stellt in ihrer Unerstättlichkeit den Anstoß der Sozialen Frage dar. Horkheimer richtet den Fokus auf kritisches Denken, das sich hier in der Figur des kritischen Gegenüber wiederfindet und aktuelle Impulse gibt. Die Kritik im Rahmen des professionellen Handelns in Sozialer Arbeit und Supervision und dessen kritische Auseinandersetzung mit prekären Bewältigungsformen lässt sich nicht trennen von der Kritik der Institutionen, Kritik der Zwänge der Postmoderne und der Herrschaftskritik.

Cremer-Schäfer und Resch (2012: 100f.) gehen davon aus, dass „Kritik [zu] betreiben heißt, die Momente der Herrschaft zu identifizieren und analysieren, die in einzelnen Situationen über verschiedene Institutionen bis zur Produktionsweise wirksam werden. In diesem Sinne ist reflexive Kritik zugleich immer und notwendig Ideologiekritik.“. Das bedeutet, dass die Funktion von Kritik sich nicht allein auf die aktuelle und konkrete Situation oder Institution bezieht, sondern dass Kritik als „stimulierender, verändernder Faktor“ (Horkheimer 1937: 28) auftritt, um seine emanzipatorischen Kräfte entfalten zu können. Dadurch, dass Soziale Arbeit einem öffentlichen Auftrag unterliegt, ist der kritische Blick auf die Macht- und Herrschaftsverhältnisse und auf die Freisetzung der Klient*innen aus ihren Lebenszusammenhängen folgerichtig zu fordern. Der öffentliche Auftrag ist die Bereitstellung von Hilfe unter Vorgabe von Normalisierungs- und Disziplinierungsanforderungen und verlangter Mitarbeit und ist Legitimationszwängen ausgesetzt. In diesem Konstrukt ergibt sich für die institutionalisierte Soziale Arbeit die Aufgabe, sowohl wie oben gezeigt den Klient*innen resp. Supervisand*innen als auch dem Wohlfahrtsstaat ein kritisches Gegenüber zu sein. Gleichzeitig ist Soziale Arbeit auf der einen Seite Empfängerin von Anforderungen und Erwartungen der Klient*innen und auf der anderen Seite Empfängerin von Anforderungen durch gesetzliche Vorgaben und Erwartungen des Staates wie der Öffentlichkeit, sodass Fachkräfte situativ-wiederkehrend eine Vermittler*innenposition einnehmen.

Die Verwobenheit der individuellen Interessen der Klient*innen als auch der Interessen der Institutionen der Sozialen Arbeit und des Staates bedeutet dennoch nicht, dass es sich hier um dieselben Interessen handelt, die sich in Harmonie ausdrücken. Nicht nur professionelle oder humanistische Maßstäbe sind ausschlaggebend, sondern politische, ideologische und soziale Kräfteverhältnisse von Interessen bestimmen den Ressourceneinsatz und lenken die Hilfe (vgl. Langer 2012: 58). Entscheidungen und Verhältnisse, die die Interessen der Klient*innen wahren, und Entscheidungen und Verhältnisse, die die Interessen der Institutionen und der Politik wahren, stellen in ihrer Ausschließlichkeit fragile Entscheidungen dar, wenn sie die Tendenz zeigen, die jeweils andere Seite nicht zu beachten. Diese Schließung verhindert den Diskurs, sodass Kritik die Aufgabe zu übernehmen hat, dass diese Interessen und Kräfteverhältnisse besser eingeschätzt werden können und dass der notwendige Diskurs angestoßen wird.

6. Herrschafts- und Machtkritik

Kritik dient dazu, Macht- und Herrschaftsverhältnisse, ökonomische Zwänge, leistungsorientiertes Denken (wieder) in den Diskurs einzubringen und nicht aus Desillusionierung, Enttäuschung und Dekonstruktion der Kritik herrschafts- und ideologiekonforme Perspektiven unhinterfragt zu übernehmen oder zu ignorieren. Butler beschreibt, dass „die Freiheit zum Dissens wesentlicher Bestandteil der Idee der Demokratie ist, die der Staat bindend aufrechterhält“ (Butler 2011: 50) und dass der Dissens – nicht der Konsens – Autonomie aufrechterhält. Butler führt aus, dass es ein Recht auf Dissens gibt und dass dieses Recht auf Dissens eine institutionelle Unterstützung erfordert (vgl. ebd.: 51). In diesem Sinn kann ein kritisches Gegenüber nicht nur die oben beschriebene Vermittler*innenposition einnehmen, sondern die Funktion als kritisches Gegenüber der Klient*innen, der eigenen Institution und der Herrschaftsverhältnisse aktiv übernehmen, ausfüllen und dabei die eigene Position und Rolle (selbst-)kritisch und selbstwirksam ausleuchten. Im Gegensatz zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Handlungsvollzug der Sozialen Arbeit ist die Kritik der Institutionen und der Macht- und Herrschaftsverhältnisse systematisch zu (re)konstruieren. „Wenn die Regierung das Recht auf Dissens garantiert und schützt, legt sie ihre eigenen Praktiken der kritischen Überprüfung offen.“ (ebd.: 52) Diese Einladung zur Kritik der wohlfahrtsstaatlichen Arrangements unterstreicht die Notwendigkeit eines kritischen Diskurses und hat sich daran messen zu lassen, ob widerständige Standpunkte und eine widerständige Praxis gehört, nicht als schurkische Standpunkte diffamiert werden und nicht jene Bereiche von Macht und Herrschaft berühren, die vor kritischer Betrachtung geschützt werden (vgl. ebd.). Kritik ist eine nicht ruhende Aufgabe und Foucault nennt es eine kritische Haltung, die er den Regierungskünsten an die Seite stellt, sodass die kritische Haltung gleichzeitig „Partnerin“ und „Widersacherin“ der Regierungskünste ist, eine Weise, „ihnen zu mißtrauen, sie abzulehnen, sie zu begrenzen und sie auf ihr Maß zurückzuführen, sie zu transformieren, ihnen zu entweichen oder sie immerhin zu verschieben suchen“ (Foucault 1992: 12). Kritisches Denken impliziert die Aufforderung, sich der eigenen Rechte zu vergewissern und Legitimitätsbewusst in Anspruch zu nehmen. Ein kritisches Gegenüber in Sozialer Arbeit und Supervision kann dazu Unterstützung bieten, wenn es in einer Position als relativ unabhängig von der Regierungsmacht wahrgenommen wird.

Die Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die die Soziale Arbeit und den Wohlfahrtsstaat bestimmen, sind so selbstverständlich. Als Sachzwänge titulierte Bedingungen, die auf politischen und gesetzlichen Entscheidungen beruhen und in denen sich Soziale Arbeit einzuordnen hat, werden kritiklos übernommen und an die Klient*innen weitergegeben (vgl. Cremer-Schäfer & Resch 2012: 102). Gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten erzeugen Konformität und evozieren soziale Ausschließungen derjenigen, die sich nicht einordnen. Damit Soziale Arbeit nicht auf die Verwaltung der Ausgegrenzten und Verwaltung geringer Mittel und Armut reduziert wird, hat sie im eigenen Interesse die Selbstverständlichkeiten zu irritieren und ein skeptischer Blick hat den Selbstverständlichkeiten voranzugehen. Kritik bedeutet an dieser Stelle, der Marginalisierung des professionellen Handelns entgegenzutreten und damit die eigene Profession im sozialarbeiterischen und im gesellschaftlichen Diskurs zu halten, und in ihren Bemühungen, den Wert und die gesamtgesellschaftliche Bedeutung der Sozialen Arbeit hervorzuheben, nicht nachzulassen.

7. Institutionenkritik

Eine frühere Soziale Arbeit lässt sich aus der heutigen Rückschau als eine repressive und disziplinierende Soziale Arbeit mit autoritären Erziehungskonzepten charakterisieren. Die gesellschaftlichen Umbrüche beginnend in den 1960er Jahren und bis heute in der wohlfahrtsstaatlichen Modernisierung mündend haben Kritik zugelassen und zum Teil befördert. Das Kritikmodell zielt auf ‚Verbesserungen‘ der Institutionen und die Qualifizierung von Fachkräften, sodass die Aufgaben, Normalität und Integration herzustellen, erfüllt werden und sich helfende Institutionen entwickeln (vgl. ebd.: 94f.). Ohne diese Leistungen zu schmälern ist der kritische Blick zugleich darauf zu richten, dass durch Soziale Arbeit und durch Institutionen in den Lebenswelten der Klient*innen Leiden verursacht und Subjekte beschädigt werden. Hilfsbedürftigkeit wird gesellschaftlich hergestellt und dann individualisiert und privatisiert. Dynamiken der Pathologisierung und Kriminalisierung gegenüber den Individuen greifen dort, wo Verhältnisse zu Verhalten umgedeutet werden (vgl. Böhnisch 2012: 223).

Institutionenkritik richtet sich auf die Einrichtungen und Praktiken der Institutionen bzw. Organisationen, die Gesetze und politische Entscheidungen umsetzen und Herrschaft

wahrnehmen. Es ist eine Kritik an ihren Praktiken der Verwaltung und der Standardisierung sowie an den Prozessen Klassifizierungen und Kategorisierungen der Klient*innen. Institutionen beanspruchen eine Deutungshoheit in Bezug auf professionelles Wissen, Handeln und Entscheiden und setzen diese machtvoll durch. Institutionenkritik ist ein konstitutives Merkmal von Supervision, da im Beratungsprozess die konkreten Strukturen, Bedingungen, Hierarchien der Organisationen analysiert und reflektiert werden, die stets eine Bedeutung und weitreichenden Einfluss für das aktuelle Handeln der Akteure und Klient*innen haben. Ohne eine kritische Distanz zur Institution geraten Soziale Arbeit und Supervision zu Anpassungsinstrumenten. Lehmenkühler-Leuschner und Leuschner (1997: 58) konstatieren für Supervisionsprozesse, dass Supervision und Reflexion dann zu einer Sozialtechnologie werden, wenn auf die Institutionenkritik verzichtet wird, wenn die Auftraggeber*innen der Beratung Kritik fürchten bzw. verhindern, da diese im Kontrast zu den Organisationszielen steht (vgl. ebd.; Althoff 2020: 186, 201). Die Praxis zeigt, dass Institutionen nicht per se dieselben professionellen Maßstäbe ansetzen und aus einem kollektiven Schutz oder Korrekturbedürfnis heraus agieren. Institutionen haben auf ökonomische Zwänge und gesetzliche Vorgaben zu reagieren und weisen differente Interessen zu Fachkräften und ihrem Professionsverständnis auf.

In der supervisorischen Diskussion plädiert Leuschner dafür, die Institutionenkritik aus einer überparteilichen Position nicht aufzugeben, da Institutionen und Organisationen einer doppelten Orientierung des Gestaltens, Ermöglichens und Gewährenlassens auf der einen Seite und des Einengens und Bestimmens auf der anderen Seite unterliegen (vgl. Leuschner 1999: 21). Soziale Arbeit und Supervision obliegen damit die Aufgaben, in Reflexionsprozessen sowohl als Stabilisatorinnen als auch als Veränderinnen der Institutionen zu fungieren. Dabei ist Institutionenkritik stets im Spannungsfeld zu sehen, dass die Klient*innen in ihrer Hilfebedürftigkeit abhängig sind, dass die Fachkräfte sich in einer finanziell-existenziellen Abhängigkeit befinden und dass auch Supervisor*innen abhängig sind und ihre Aufträge von den Organisationen bekommen. Zudem bedeutet Kritik auch Utopisches, denn Klient*innen wissen häufig, was sie brauchen und wissen ebenso, dass es institutionell und politisch kaum durchzusetzen ist, was sie tatsächlich brauchen.

8. Die Bedeutung des kritischen Gegenüber in Sozialer Arbeit und Supervision

Warum muss wiederkehrend die Anstrengung unternommen werden, die Position des kritischen Gegenüber einzunehmen? In der Interaktion mit den Klient*innen und Supervisand*innen werden stets neue Erfahrungen aufgenommen, die systematisiert und eingeordnet werden, sodass aus Kritik Entwicklung entsteht. Daraus sind Anforderungen an die Politik, an die Institutionen, an die Profession und an soziale Bewegungen zu formulieren, um nicht auf einer individualisierenden und privatisierenden Kritik stehen zu bleiben, sondern um Analysen von Herrschafts- und Machtverhältnissen und von strukturellen Sachzwängen und Widersprüche anzustrengen. Kritik allein schafft noch keine Veränderung, deshalb wird ein kritisches Gegenüber hier als Befähigung zur kritischen Auseinandersetzung figuriert, als Anstrengung der Selbstaufklärung, sodass Reflexion und Reflexivität in Sozialer Arbeit und Supervision nicht einer systemkonformen Preisgabe der Tätigkeit anheimfallen.

Butler stellt die Frage, ob „wir Kritik weiterhin als etwas denken können, das sich von den Praktiken der Destruktion, des Nein-Sagens, des Nihilismus oder des grenzenlosen Skeptizismus unterscheidet“ (Butler 2011: 55) und dass ein kritisches Gegenüber nicht ignoriert, angefeindet oder isoliert und auf sich selbst gestellt wird (vgl. Horkheimer 1937: 27). In Ambivalenz und Kontrast zur oben erwähnten populistisch eingesetzten Kritik gilt es, eine manchmal eher erschöpfte Kritik und erschöpfte Reflexivität sinnbringend und allgemein anerkennend zu erhalten und klug einzusetzen.

Literatur

- Althoff, M. (2022): Beratung als Macht und Gegenmacht. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik (ZfSp). Heft 3. Jg. 20, S. 235-251.
- Althoff, M. (2020): Fallsupervision. Diskursgeschichte und Positionsbestimmung. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Anhorn, R.; Bettinger, F.; Horlacher, C. & Rathgeb, K. (Hrsg.) (2012a): Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Anhorn, R., Bettinger, F., Horlacher, C. & Rathgeb, K. (2012b): Zur Einführung: Kristallisationspunkte kritischer Sozialer Arbeit. In: Anhorn, R.; Bettinger, F.; Horlacher, C. & Rathgeb, K. (Hrsg.): Kritik der sozialen Arbeit – kritische soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 1-23.

- Bittlingmayer, U. H.; Demirović, A. & Freytag, T. (Hrsg.) (2019): Handbuch Kritische Theorie. Wiesbaden: Springer VS.
- Bittlingmayer, U. H. & Freytag, T. (2019): Einleitung. In: Bittlingmayer, U. H.; Demirović, A. & Freytag, T. (Hrsg.): Handbuch Kritische Theorie. Wiesbaden: Springer VS, S. 3-38.
- Böhnisch, L. (2012): Lebensbewältigung. Ein sozialpolitisch inspiriertes Paradigma für die Soziale Arbeit. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag, S. 219-233.
- Butler, J. (2011): Kritik, Dissens, Disziplinarität. Zürich: Diaphanes.
- Cremer-Schäfer, H.; Kessler, F.; May, M. & Scherr, A. (2014): Über den Sinn der Streitbarkeit in Fragen von Kritik und Reflexivität. Eine virtuelle Diskussion. In: Widersprüche, Heft 34, S. 11-48.
- Cremer-Schäfer, H. & Resch, C. (2012): „Reflexive Kritik“. Zur Aktualität einer (fast) vergessenen Denkweise. In: Anhorn, R.; Bettinger, F.; Horlacher, C. & Rathgeb, K. (Hrsg.): Kritik der sozialen Arbeit – kritische soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 81-121.
- Dewe, B. & Otto, H.-U. (2012): Reflexive Sozialpädagogik. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS, S. 197-217.
- Foucault, M. (1992): Was ist Kritik? Berlin: Merve-Verlag.
- Gröning, K. (2013): Supervision. Traditionslinien und Praxis einer reflexiven Institution. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Hamburger, A. & Mertens, W. (Hrsg.) (2017): Supervision – Konzepte und Anwendungen. Band 1: Supervision in der Praxis - ein Überblick. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Hartmann, J. & Hünersdorf, B. (2013): Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit? Eine Einführung. In: Hünersdorf, B. & Hartmann, J. (Hrsg.): Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit? Disziplinäre und interdisziplinäre Diskurse. Wiesbaden: Springer VS, S. 9-30.
- Heintel, P. & Ukowitz, M. (2017): Supervision als gesellschaftliches Phänomen. In: Hamburger, A.; Mertens, W. (Hrsg.): Supervision – Konzepte und Anwendungen. Band 1: Supervision in der Praxis - ein Überblick. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer, S. 71-83.
- Horkheimer, M. (1937). Traditionelle und kritische Theorie. In: Zeitschrift für Sozialforschung, Heft 6, S. 245-294.
- Hünersdorf, B. & Hartmann, J. (Hrsg.) (2013): Was ist und wozu betreiben wir Kritik in der Sozialen Arbeit? Disziplinäre und interdisziplinäre Diskurse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Langer, A. (2012): Diskursanalyse und Kritik (nicht nur) Sozialer Arbeit. In: Anhorn, R.; Bettinger, F.; Horlacher, C. & Rathgeb, K. (Hrsg.): Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, S. 43-62.
- Lehmenkühler-Leuschner, A.; Leuschner, G. (1997): Zur supervisorischen Haltung. In: Forum Supervision, Heft 9, Jg. 5, S. 48-71.
- Leuschner, G. (1999): Akquisition und Kontrakt im Gegenwind des Zeitgeistes. In: Forum Supervision, Heft 14, Jg. 7, S. 5-23.
- Mollenhauer, K. (1965). Das pädagogische Phänomen „Beratung“. In: Mollenhauer, K. & Müller, C.W. (Hrsg.): „Führung“ und „Beratung“ in pädagogischer Sicht. Heidelberg: Quelle & Meyer, S. 25-41.
- Mollenhauer, K. & Müller, C.W. (Hrsg.) (1965): „Führung“ und „Beratung“ in pädagogischer Sicht.

Heidelberg: Quelle & Meyer.

Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.

Thole, W. & Wagner, L. (2019): Von der radikalen Kritik zum politischen Dornröschenschlaf. Plädoyer für eine Wiederbelebung des Politischen. In: Sozial Extra, Heft 1, S. 35-39.

Weigand, W. (2012a): Unzeitgemäße Gedanken zur Supervision. In: Weigand, W. (Hrsg.): Philosophie und Handwerk der Supervision. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 9-31.

Weigand, W. (Hrsg.) (2012b): Philosophie und Handwerk der Supervision. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Miriam Bredemann

Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit in der Supervision – Diskurslinien

Zusammenfassung

Warum ist der Diskurs über Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit bislang nicht in den Hauptstrom des supervisorischen Diskurses integriert? Dieser Frage geht die Autorin in ihrem Promotionsprojekt nach, in dem sie den in der Supervision geführten Diskurs im Zeitraum von 1979 bis 2021 untersucht. Angenommen wird, dass strukturelle Barrieren, die im Feld und im sozialen Milieu der Supervision selbst begründet liegen, eine Integration des Diskurses über Geschlechtergerechtigkeit in die Supervision behindern. In dem Beitrag stellt die Autorin ihr Forschungsvorhaben und dessen zentrale Ergebnisse vor. Als Epilog greift sie einen Beitrag von Marianne Hege aus dem Jahr 1991 auf. Hege hatte hier bereits explizit auf das soziale Milieu der Supervision als eine mögliche Hürde für die Integration des Geschlechterdiskurses in die Supervision hingewiesen.²

1. Forschungsanlass und Forschungsfrage

Anlass für das Forschungsprojekt bildete für mich die Entdeckung einer Diskrepanz: Sowohl in der Supervisionsforschung als auch in den Fachbeiträgen und Positionen der Supervision kommen feministische und geschlechterreflexive Diskurse insbesondere zur Arbeit und Arbeitsteilung und zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf kaum wahrnehmbar vor. Auch Diskurse über geschlechterbezogene Gewalt und zur Bedeutung der Sexualisierung von Produkten und Dienstleistungen fehlen weitgehend. Dies erstaunte mich, da die Frauen- und die Geschlechterforschung und die Sozialwissenschaften viel über den

² In diesem Beitrag sind die Ergebnisse der im März 2022 an der Fakultät für Erziehungswissenschaft an der Universität Bielefeld von mir vorgelegten Dissertationsschrift „Diskurs über Geschlecht in der Supervision. Eine Diskursanalyse der Veröffentlichungen in supervisorischen Fachzeitschriften“ (Bredemann 2022) eingegangen. Die Schrift wird im Beltz Juventa Verlag unter Open-Access-Bedingungen im Februar 2023 mit dem Titel „Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit in der Supervision. Eine Diskursanalyse“ veröffentlicht.

Zusammenhang zwischen (Berufs-)Arbeit und Geschlecht beigetragen haben (vgl. Bredemann 2022: 40).

Im weiterbildenden Studiengang „Supervision und Beratung“ an der Universität Bielefeld, den ich in den Jahren 2012 bis 2015 absolviert hatte, wird ein habitusreflexives Verstehen gelehrt. Das Erfordernis einer (Selbst-)Reflexion des Berater*innenhabitus hinsichtlich eigener habitueller Prägungen, d.h. inkorporierter feldspezifischer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen, wurde mir im Rahmen des Studiums (erneut) bewusst. Bei der Erarbeitung meiner Masterthesis mit dem Titel „Gendergebundene Arbeitsverhältnisse im Wandel der Berufssysteme und die Konsequenzen für Supervision. Erkenntnisgewinn und mögliche Anwendung von `Erinnerungsarbeit` als sozialpsychologisch-biografisches Forschungsinstrument für eine geschlechterreflexive Supervision“ (Bredemann 2015a, 2016) habe ich mich dann vertiefend mit der sozialen Kategorie *Geschlecht* in der Supervision auseinandergesetzt.

Vor diesem Wissens- und Erfahrungshintergrund konnte ich mir kaum vorstellen, wie beispielsweise Fallsupervision in Arbeitsbereichen der Sozialen Arbeit und des Gesundheitswesens durchgeführt werden kann, ohne Berücksichtigung von Geschlechterwissen und Standpunkten um die geschlechtsbezogene Ungleichheit, die Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt, die unbezahlte Care-Arbeit, die Bedeutung von Familiengewalt etc. Lläuft Supervision doch dabei Gefahr, dass in ihrem Rahmen Probleme und Anliegen verkürzt, auf traditionellen professionellen Folien bearbeitet werden (vgl. Gröning, Kunstmann & Neumann 2015: 9).

Für mein Forschungsprojekt ergab sich aus diesen widersprüchlichen Gleichzeitigkeiten die Frage, warum der Diskurs über Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit bis heute nicht in den Hauptstrom des supervisorischen Diskurses integriert wurde. Zudem stellte sich mir die Frage, warum Geschlechterdemokratie nicht zum integralen Bestandteil der Supervision geworden ist, obschon für sie emanzipatorisch-demokratische Wurzeln beschrieben werden (u.a. Baltussen 1963, Lowy 1977). Besteht zwischen feministischem Erkenntnisinteresse sowie geschlechterdemokratischen Interessen und den die Profession Supervision bestimmenden Diskursen ein Widerspruch bzw. ein Anachronismus?

Kernannahme meiner Forschungsarbeit ist, dass strukturelle Barrieren, die im Feld und im sozialen Milieu der Supervision selbst begründet liegen, weiterhin zu der Randständigkeit des Diskurses über Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit in der Supervision beitragen.

Neben der Suche nach Strukturen und Dynamiken eines Ausschlusses des Geschlechterdiskurses in der Supervision soll meine Arbeit (erneut) auf die Notwendigkeit der Bereitstellung sozialwissenschaftlichen Wissens für die soziale und klinische Praxis der Supervision aufmerksam machen.

Grundsätzlich folge ich (so auch im Rahmen meiner Studie) einem Verständnis von Geschlecht als soziale Konstruktion (vgl. Gildemeister 1992, epistemologisch vgl. auch Berger/Luckmann 2004) und als kulturelles und symbolisches System sowie als Institution (vgl. Haug/Hauser 1983, Bourdieu 2012). Obwohl ich über *Männer* und *Frauen* schreibe, mache ich dies im Bewusstsein und in einer hohen Akzeptanz der Vielfalt und Vielzahl an Männlichkeiten und Weiblichkeiten sowie weitere Gender und genderfluide Identitäten.

2. Ausgangspunkte

Vier Annahmen stehen zu Beginn meiner Forschungsarbeit mittels derer ich die Relevanz der Dimension Geschlecht für die Supervision aufzeige.

2.1. Supervision als weibliche Praxis

Supervision findet als geschlechtsbezogene Praxis statt. Mehrheitlich supervidieren (weibliche) Supervisorinnen (weibliche) Supervisandinnen. Aus der Tradition und Berufskultur der Sozialen Arbeit heraus, handelt es sich um ein bürgerlich feminisiertes Feld.

Von den insgesamt 4531 natürlichen Mitgliedern der DGSv sind der Kategorie „weiblich“ 3022, der Kategorie „männlich“ 1506, der Kategorie „divers“ drei Mitglieder zugeordnet (Angabe DGSv-Geschäftsstelle 21.11.2022). Die Annahme, dass mehrheitlich Supervision in Arbeitsfeldern durchgeführt wird, die empirisch weiblich dominiert sind, und

Supervision daher als weibliche Praxis zu verstehen ist, weise ich mittels einer Generalisierung bzw. Schätzung über Nutzende des Beratungsangebotes nach (vgl. „Mitgliederbefragung 2020“, DGSv-Homepage, Stand 06/2021: 13f.). Die Bedeutung der Fallsupervision und das Erfordernis eines habitusreflexiven und damit geschlechterreflexiven Verstehens für die (Fall-)Supervision zeige ich mittels der Daten des „Berater-Scouts“ (DGSv-Homepage) der DGSv auf (vgl. Bredemann 2022: 3ff.).

2.2. Supervision als soziales Milieu: Zur Intersektionalität von Milieu und Geschlecht in Sozialer Arbeit und Supervision

Supervision bildet ein soziales Aufstiegsprojekt, das erstens nicht ausschließlich mit dem Fokus auf Status, Anerkennung und Entlohnung, sondern zweitens auch im Sinne der Lösung eines habituellen Kernkonfliktes in der Sozialen Arbeit zu diskutieren ist (vgl. zu Abschnitt 2.2 ebd.: 6ff.).

2.2.1. Supervision als soziales Aufstiegsprojekt in Verbindung mit einer Erhöhung des Status, der Anerkennung und der Entlohnung

Meine Annahme ist, dass mit den Aufstiegswünschen angehender Supervisor*innen (Sozialarbeitende als Semi-Professionelle) in die soziale Gruppe der professionellen Berater*innen (das Milieu der psychoanalytisch arbeitenden Ärzt*innen und Therapeut*innen, zudem aber auch das Milieu der Führungskräfte) im Kontext der Bildungsreformen in der Bundesrepublik in den 1960er/70er Jahren eine habituelle Anpassung an Denkweisen, die in dem angestrebten Milieu verankert sind, verbunden ist.

Hierbei spielt der Einfluss der Kirche, insbesondere der katholischen Kirche, sowohl auf die Entwicklung der Sozialen Arbeit und der Supervision als auch mit Blick auf die Bestimmung des Feldes, in dem Supervision durchgeführt wird (zumeist christlich geprägte Sozialmilieus, die in den 1960er Jahren die soziale Dienstleistungsarbeit in den Wohlfahrtsverbänden bestimmten) eine zentrale Rolle. Insbesondere das kirchliche Frauenbild, konstruiert mit Charakteristika wie Selbstlosigkeit, bedingungsloser Liebe und Zuegandtheit sowie Reinheit, ist in diesem Zusammenhang von Bedeutung.

Zur Darlegung der ersten Annahme führe ich die Geschichte und die Entwicklungslinien der Supervision in Deutschland seit den 1960er Jahren an. Die Reformbewegungen in der Bundesrepublik seit den 1960er/1970er Jahren werden dabei als (zeit-)historische Hintergründe für die Entwicklungslinien der Sozialen Arbeit und der Supervision dargelegt. Sie haben auch jungen Menschen die Aufnahme eines Studiums und damit einen sozialen Aufstieg ermöglicht, denen dies aufgrund ihrer sozialen Lage aus der Herkunftsfamilie (mit entsprechendem Kapitalvolumen und entsprechender Kapitalstruktur) zuvor nicht möglich war.

Mit Pierre Bourdieus (1993) Konzepten des Habitus und des sozialen Raums als theoretischen Referenzrahmen diskutiere ich, dass im Prozess des sozialen Aufstiegs die feldspezifischen Wahrnehmungs-, Denk- sowie Handlungsweisen und die im neuen Feld *als verbindlich geltenden* theoretischen Wissenssysteme von den angehenden Supervisor*innen inkorporiert werden. Bürgerliches Denken, bürgerliche Werte und Normen und die damit verbundenen Geschlechterrollenbilder, Wissenssysteme und Handlungspraxen werden in diesem Prozess von ihnen angeeignet und inkorporiert. Bürgerlichkeit bedeutet in diesem Zusammenhang auch, dass die patriarchale, römische Geschlechterordnung, die bis zur Ehe- und Familienrechtsreform im Jahr 1976 in der Bundesrepublik gültig war, als gute und natürliche Ordnung verstanden und verteidigt wird.

Hierbei messe ich der Supervisionsweiterbildung als Institution eine besondere Relevanz bei. Insbesondere das gruppenspezifische persönliche und biografische Lernen kommt dadurch in den Fokus. Einmal inkorporiert, bildet das feldspezifische und das therapeutisch-klinische Wissen und Denken den Rahmen, in dem Geschlechterthemen von Supervisor*innen verstanden werden. Gesellschaftliche Modernisierungsprozesse und deren Anforderungen an das Individuum, z.B. mehr Beruflichkeit und Karriere, kommen dann zwar in den Blick, dies jedoch ohne aufklärenden und emanzipatorischen Anspruch.

Zudem wird die Relevanz der Gestaltung bzw. Performance eines spezifischen (Berater*innen-)Habitus im Zuge der habituellen Transformation mit einer zu dem Feld passenden Distinktion vor diesem theoretischen Hintergrund erkennbar.

Vor diesem thematischen Hintergrund ergibt sich im Weiteren die These der Supervision als Präention bzw. die These des Präentionsdrucks, d.h. der Orientierung der Supervi-

sor*innen an der sozialen Gruppe der professionellen Berater*innen, hier: der (Nachwuchs-)Führungskräfte. Gertraude Krell (2001:115) hatte Führungskräfte als die „(auch publizistische) Lieblingsklientel der Coachenden“ benannt. Diese Annahme diskutiere ich im empirischen, zweiten Teil der Arbeit mit der von Bourdieu (1987: 391f.) beschriebenen Dialektik von Distinktion und Präntention.

2.2.2 Sozialer Aufstieg als Lösung eines habituellen Kernkonfliktes in der Sozialen Arbeit: Entwicklungslinien der Sozialen Arbeit und Habitus (Intersektionalität von Milieu und Gender)

Die Annahme, dass Supervision als soziales Aufstiegsprojekt nicht ausschließlich mit einer Erhöhung von Status, Anerkennung und Entlohnung verbunden ist, sondern auch als Lösung eines habituellen Kernkonfliktes in der Sozialen Arbeit zu verstehen ist, belege ich mittels Darstellung von sechs verschiedenen habituellen Ausdrucks- und Praxisformen, die entlang der Entwicklungslinien der Professionalisierung von Sozialer Arbeit erkennbar werden. Durch diese Ausführungen wird ein Zusammenhang von Geschlecht, Arbeit, Schmutz und Bitternis ersichtlich, der die Geschichte der Sozialen Arbeit und der Supervision prägt.

In einer ersten Linie habituellen Ausdrucks- und Praxisformen wird ein habituelles Spannungsverhältnis zwischen Fürsorger*innen/Sozialarbeitenden und dem Feld mit den dort zu verortenden Hilfesuchenden erkennbar. Soziale Arbeit wird als „schwere, bittere Arbeit“ (Stieve [1925] 1983) beschrieben. In diesen thematischen Kontext beziehe ich das historische Leitbild der „geistigen Mütterlichkeit“ (Schrader-Breyman 1962) bzw. der „sozialen Mütterlichkeit“ (Salomon 1917) mit ein. Care-Arbeit wird hier dem natürlich-weiblichen Wesen der Frau zugewiesen. Beruflichkeit wird verbunden mit der Idee des Sich-Verschenkens aus Liebe. Dadurch wird sie moralisch aufgeladen. Ein weiterer Gedanke dazu ist, dass das Dienstideal der sozialen Mütterlichkeit den Fürsorger*innen als Kompensationsmöglichkeit für ihre „Mühen“ (vgl. Stieve [1925] 1983) dienen konnte: Je bitterer und schwerer die Soziale Arbeit wurde, desto mehr bedurfte es einer Orientierung an diesem Ideal.

Im Weiteren stelle ich Formen solidarischer Zusammenschlüsse dar, die von Fürsorger*innen und Sozialarbeitenden initiiert wurden, um einer gesellschaftlich unzureichend

strukturierten und gesicherten Sorgearbeit zu begegnen. Zudem wird ein Verständnis des gemäßigten Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung im 19. Jahrhundert von Sozialer Arbeit als Teil der Veränderungen der Rechts- und Sozialverhältnisse dargelegt (vgl. Schröder 2002).

In einer zweiten Linie habitueller Ausdrucks- und Praxisformen Sozialer Arbeit stelle ich Konjunkturen des Beziehungsraumes und Verstrickungen im Arbeits- und Beziehungsraum der Sozialen Arbeit dar. Eine Distanzierung und Abgrenzung der Sozialarbeiter*innen vom „bitteren Feld der Sozialen Arbeit“ (Stieve [1925] 1983) und ihren Klientelen durch eine spezifische Distinktion (Transformation eines spezifischen Berater*innenhabitus, der sich nicht gesellschaftskritisch positioniert) und durch den sozialen Aufstieg mittels Supervisionsweiterbildung werden offenkundig.

2.3. Das supervisorische Wissenssystem und seine blinden Flecken im Hinblick auf die Geschlechterperspektive

Eine weitere Annahme der Forschungsarbeit ist das Bestehen von blinden Flecken in dem supervisorischen Wissenssystem im Hinblick auf die Geschlechterperspektive. Als damit verbunden nehme ich ein Ausblenden von Fragen der Herrschafts- und Machtstrukturen und damit auch von Fragen der (Geschlechter-)Gerechtigkeit an. Diese Annahme belege ich für die Wissenssysteme der Supervision mittels der Rezeption kritischer Stimmen aus der Fachliteratur. Zu den theoretischen Dächern der Supervision gehören die Psychoanalyse und die Gruppendynamik, die Luhmann'sche Systemtheorie ([1984] 2012), die systemische Beratung und Therapie, die strukturfunktionalistische Rollentheorie und Organisationstheorien (vgl. Bredemann 2022: 31ff.).

2.4. Deprofessionalisierte und feminisierte soziale Praxis und die Bewegung des unternehmerischen Diskurses in der Supervision

Im Weiteren gehe ich davon aus, dass sich Supervision nicht wie in ihren Anfängen in der Bundesrepublik als Profession, und damit am Staat und an der Wohlfahrt orientiert, sondern an einem unternehmerischen Marktparadigma (vgl. zu Abschnitt 3.2 ebd.: 36ff.).

Ich weise nach, dass Supervision als soziales Aufstiegsprojekt für Sozialarbeiter*innen und Sozialwissenschaftler*innen unter den Druck der „Gouvernementalität“ (Foucault 2004a, 2004b) geraten ist, und Forderungen nach Selbstoptimierung oder Flexibilität in die Professionen eingewandert sind. Diese nicht neue Annahme weise ich im Zusammenhang mit der Geschlechterperspektive in der Supervision mittels meiner Forschungsarbeit nach.

Bestehende Spannungen zwischen Supervision als Beratungsformat in sich deprofessionalisierenden sozialen Feldern wie Pflege und Soziale Arbeit versus Supervision als unternehmerische Anrufung werden von mir thematisiert. Mit Bourdieus (2012) Forschungen zur männlichen Herrschaft diskutiere ich die Hinwendung der Supervision zur Wirtschaft sowie Supervision als unternehmerische Praxis und das damit verbundene Phänomen, dass sich Männer sukzessive aus dem Feld der Supervision zurückziehen. Dabei wird erkennbar, dass es sich in der Supervision nicht um eine Dominanz von Frauen handelt, sondern um einen Rückzug der Männer.

Den Ergebnissen aus dem empirischen Teil meiner Forschungsarbeit vorgehend, kritisiere ich bereits an dieser Stelle eine mögliche Argumentation, dass in der DGSv und in der Supervision kein Problem der Geschlechtergerechtigkeit besteht, sondern vielmehr das Problem, dass Männer dort zu wenig vertreten sind – Frauen zu stark und Männer zu schwach vertreten sind – als Ideologie.

In diesem thematischen Kontext der Hinwendung der Supervision zur Wirtschaft und zum Markt sind die Ökonomisierung und Deprofessionalisierung der Sozialen Arbeit als Job und die Entwicklungen im Feld der sozialen Dienstleistungsarbeit (vgl. Klatetzki & Tacke 2005) zu berücksichtigen, was im Forschungsteil meiner Arbeit erfolgt. Denn diese Entwicklungen trugen nicht nur zu einem Aufschwung des Coachings bei, sondern auch zu einer Entwicklung der Supervision hin zu einem funktionalen Instrument.

3. Sample, Forschungsmethode, angewendete Theorien und Begründungszusammenhänge

Um zu eruieren, wie in der Supervision die soziale Wirklichkeit interpretiert wird und welche Wissenssysteme dafür bedeutsam sind, bot sich an, neben den Forschungsarbeiten, die sich mit der Geschlechterdimension in der arbeitsbezogenen Beratung befassen, den wissenschaftlichen Diskurs, der sich in den Fachzeitschriften abbildet, zu untersuchen. Dafür trug ich die Forschungsarbeiten und die bis dato unvernetzten, unsystematisierten Beiträge aus supervisorischen Fachzeitschriften im Zeitraum von 1979 bis 2021 zusammen, systematisierte und analysierte diese (s. zum Sample und Ablauf der Analyse Bredemann 2022: 112ff.).

Zudem rekonstruierte ich den innerverbandlichen Diskurs, der in der DGSv über eine Implementierung von Gender-Mainstreaming in die DGSv und die Supervision geführt wurde.

Im Weiteren waren von mir im Rahmen der Explorationsphase des Forschungsprozesses sechs Expert*inneninterviews (Marianne Hege 2017, Monika Klinkhammer 2017, Heidi Möller 2017, Elisabeth Rohr 2017, Neela Enke 2018, Christian Raschke 2018) und vier Informationsgespräche (Christine Class 2019, Ulrike Galander 2019, Raimund Erger 2020, Manfred Molling 2020) durchgeführt worden. Aussagen dieser Interviews fanden als zusätzliche Belege in meiner Forschungsarbeit Berücksichtigung.

Als methodologische Ausgangsperspektive der Studie dienten Michel Foucaults diskurstheoretische Überlegungen und Bausteine. Als Forschungsmethode wurde die insbesondere auf Foucaults Annahmen aufbauende „Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA)“ von Reiner Keller (2011) angewendet (s. zum methodischen Vorgehen Bredemann 2022: 95ff.).

Insgesamt wurden von mir 161 Beiträge aus supervisorischen Fachzeitschriften und 23 Buchbeiträge untersucht. Diese bildeten den Datenkorpus der Forschungsarbeit. Einbezogen wurden dabei Diskurse zur Supervision und zum Coaching, da diese als benachbart

aufgefasst wurden, und zwar hinsichtlich der Bedeutung der Kooperation und des Fallverstehens.³

Zu den Theorien, die ich in meiner Forschungsarbeit als Referenzrahmen und Analyseraster verwende, gehörten Pierre Bourdieus Konzepte des sozialen Raums, des Habitus, der symbolischen Gewalt, der männlichen Herrschaft und seine Analysen zur Sprache (u.a. Bourdieu ([1982] 2015, 1993, 2012), Michel Foucaults diskursanalytischen Erkenntnisse (u.a. Foucault [1966] 1974, [1969] 1981) und seine Gouvernementalitätstheorie (u.a. ebd. 2004a, 2004b), Theorien aus der Frauen- und Geschlechterforschung (u.a. das „Konzept der rhetorischen Modernisierung“ von Angelika Wetterer 2003) und die Systemtheorie von Niklas Luhmann (1984] 2012, 2002).

Weitere Begründungszusammenhänge bildeten die Entwicklungslinien und Konjunkturen der Supervision (u.a. Leuschner 1999; Gaertner 2004; Leuschner & Weigand 2011; Gröning 2013; Lohl 2019), Luc Boltanskis (1990) Forschungsarbeit zur Institution der Führungskräfte als soziale Gruppe, die Frauen- und Geschlechterpolitik, Geschlechterdiskurse (Überblick zu diesen u.a. in Abdul-Hussein 2012) und die Entwicklungslinien der geschlechtersensiblen Beratung (u.a. Neumann 2012; Gröning 2015).

4. Forschungsstand

Bei der Sichtung und Analyse des Forschungsstands zum Thema Supervision und Geschlecht fiel mir zuerst auf, dass es sich dabei um einen relativ schmalen handelt (s. zum Forschungsstand und zu seiner Einordnung für das Forschungsanliegen Bredemann 2022: 51ff.). Bei den sieben, von mir im deutschsprachigen Raum eruierten Untersuchungen handelt es sich um fünf Qualifikationsarbeiten (zwei Dissertationsschriften: Klinkhammer 2004 und Pannewitz 2012 drei Diplom- bzw. Masterarbeiten: Erger & Molling 1991,

³ Zu den Fachzeitschriften gehörten: „Supervision. Mensch Arbeit Organisation“, die Online-Fachzeitschrift „Forum Supervision“, die „Organisationsberatung-Supervision-Coaching (OSC)“ und die „Freie Assoziation. Das Unbewusste in Organisationen und Kultur“, „Gruppe. Interaktion. Organisation. Zeitschrift für angewandte Organisationspsychologie (GIO)“, „Gruppenanalyse. Zeitschrift für gruppenanalytische Psychotherapie, Beratung und Supervision“, die Online-Zeitschrift „Integrative Supervision“, die Fachzeitschrift „Transformationen. Pastoralpsychologische Werkstattberichte“, die Schriftenreihe „kassel university press, Positionen – Beiträge zur Beratung in der Arbeitswelt“ und die Online-Zeitschrift „e-beratungsjournal.net“. Die Buchbeiträge waren in dem "Handbuch der Supervision" (Pühl u.a. 1992, 1999, 2017) und der Anthologie „Geschlechtersensible Beratung und Supervision“ (Gröning, Kunstmann & Neumann 2015) herausgegeben worden.

Kühne-Eisendle 2004 und Karlinger 2010) und um zwei breiter angelegte Forschungsprojekte (Rastetter, Cornils & Mucha 2011 und Schweer, Oelkers & Möller 2014 in Möller & Müller-Kalkstein 2014). Dadurch wurde bereits ersichtlich, dass dem Forschungsgegenstand *Supervision und Geschlecht* keine größere Bedeutung beigemessen wird. Forschungslücken und weiterer Forschungsbedarf wurden erkennbar. Zudem ließ sich im Forschungsstand eine Akzentuierung in Richtung qualifizierter Berufe und Führungspositionen feststellen.

Einen *professionsbezogenen Bezug* nehmen die Qualifikationsarbeiten von Raimund Erger und Manfred Molling (1991) und Sabine Karlinger (2010) ein. Erger und Molling (1991) befragen Supervisionsnutzende nach ihren Wahrnehmungen und Erfahrungen in der Supervision sowie ihrer Motivation und ihren Erwartungen an Supervision und an Supervisor*innen. Zentrales Ergebnis ihrer Untersuchung ist das Bestehen geschlechtsspezifischer Übertragungsdynamiken im supervisorischen Arbeits- und Beziehungsraum. Karlinger (2010) untersucht, ob und wie Genderkompetenz von Supervisor*innen seitens der Supervisand*innen wahrgenommen wird. Ihre Untersuchungsergebnisse belegen, dass Genderkompetenz nicht immer von ihnen wahrgenommen, aber häufig von ihnen erwartet wird. Geschlecht wird als wichtiger Wissenskorpus für die Supervision erkennbar.

Zu Studien, die auf *Gender und Führung* fokussieren, zählt die von Margit Kühne-Eisendle (2004). Sie fragt danach, wieso Frauen in Führungspositionen Supervision und Coaching nutzen und welchen Nutzen sie daraus ziehen. Zentrales Ergebnis der Studie ist, dass Frauen Beratung als stetige Begleitung nutzen, um kontinuierlich an der Rollenentwicklung als Führungskraft zu arbeiten. Beratung erscheint hier als eine *Rückenstärkung* in einer Berufswelt, die im Prinzip als aggressive Welt erkennbar wird. In dieser haben Frauen sich zu bewähren, obschon sie weniger für diese Welt sozialisiert erscheinen. Erkennbar wird durch Kühne-Eisendles Forschungsarbeit, dass die Gleichstellungspolitik nicht ausreicht, Frauen zu bestimmten Positionen zu verhelfen. Sie benötigen Unterstützung, um in diesen Positionen erfolgreich zu sein.

Auch die Studie von Cornelia Rastetter, Doris Cornils und Anna Mucha (2011) sowie die Forschungsarbeit von Anja Pannewitz (2012) fokussieren auf Berufsrollenträgerinnen hochqualifizierter Berufe, die Führungspositionen anstreben bzw. bekleiden. Im Kontext

meiner Analyse ordne ich diese Studien jedoch einer weiteren Diskurslinie zu, nach der *Supervision als Instrument für die Umsetzung von mehr Geschlechtergerechtigkeit und Chancengleichheit im Beruf* diskutiert wird. Dieser Linie sehe ich auch die Forschungsarbeit von Klinkhammer (2004) und das Forschungsprojekt von Schweer, Oelkers und Möller (2014) als zugehörig an.

Rastetter, Cornils und Mucha (2011) fragen nach der Bedeutung mikropolitischer Kompetenzen für den Aufstieg von Frauen. Sie untersuchen, ob diese durch Coaching erlernbar sind. Ihr Ergebnis ist, dass die Methode des von ihnen konzipierten Mikropolitik-Coachings sinnvoll für den Erwerb mikropolitischer Kompetenzen ist.

Als bedenklich für eine Supervision, sondern sie sich geschlechterdemokratisch konzipieren möchte, ist die von den Autorinnen vollzogene Verbindung von Mikropolitik (deren Bezugspunkt die Ebene der Machtpolitik ist) und Geschlechterforschung (deren Bezugspunkt die Ebene einer rationalen Politik ist) zu diskutieren. Für das Anliegen der Gleichstellung ist mikropolitisches Coaching im Ansatz als kontrainduziert zu bewerten, denn die Sphäre einer rationalen Politik wird hier verlassen, so dass Erfahrungen von Ungerechtigkeit, Diskriminierung, Mobbing nicht mehr diskutierbar sind.

Monika Klinkhammer (2004) untersucht den Bedarf an Supervision und Coaching für Wissenschaftlerinnen und fragt nach dem Erfordernis eines adäquaten Beratungsangebotes. Sie stellt einen hohen Bedarf an Supervision und Coaching für Wissenschaftlerinnen fest, der sich in den Folgejahren noch erhöhen werde. Die Autorin verbindet professionspezifische und geschlechtsspezifische Besonderheiten zu einem Beratungs- und Handlungskonzept für Supervision und Coaching für Wissenschaftlerinnen.

Anja Pannewitz (2012) untersucht in ihrer Studie, inwiefern in Leitungssupervisionen Führung in Verbindung mit Geschlecht gebracht und normativ verhandelt wird. Zentrales Ergebnis ihrer Untersuchung ist, dass auch in der Supervision das Konzept Führung eine männliche Konnotation hat.

In dem Forschungsprojekt von Martin Schweer, Nina Oelkers und Heidi Möller (Möller & Müller-Kalkstein 2014) wird eruiert, wie mittels Supervision und Coaching Geschlechtergerechtigkeit als Querschnittsthema in die Organisationen getragen werden kann. Im Rahmen der Studie werden konkrete Vorschläge für eine Implementierung von Gender-

Mainstreaming durch arbeitsbezogene Beratung entwickelt, mithin ein Konzept des Gendertrainings (Rohde & Oelkers 2014).

Auch, wenn es sich um einen geringen empirischen Forschungsstand zu der Thematik handelt, wird erkennbar, dass es Flügel in der Supervision gibt, die dieses Thema unterschiedlich verhandeln. Bereits im Forschungsstand lassen sich drei Diskurslinien erkennen, in denen der Diskurs über Geschlecht in der Supervision geführt wird:

Als eine *erste Diskurslinie* ist die Linie „*Gerechtigkeit, sozialer Wandel und Umsetzung der Chancengleichheit im Beruf*“ nachzuvollziehen. Supervision wird dabei begründet als Instrument der Umsetzung von sozialen und politischen Reformen im Sinne einer rechtsstaatlich verfassten sozialen und liberalen Demokratie. Vertreter*innen der ersten Linie verstehen Organisationen und deren Akteur*innen implizit als rechtlich handelnd. Referenzwissenschaft ist hier die Rechtsphilosophie.

Eine *zweite Diskurslinie* ist „*Supervision als ein funktionales Instrument zur Anpassung an berufliche und betriebliche Modernisierungsanforderungen*“. Supervision ist in diesem Verständnis ein Instrument zur Personalentwicklung. Sie unterstützt Akteur*innen bei der Umsetzung von Strategien, Interessen und unterstützt beim Aufbau von Marktsubjektivität. Vertreter*innen dieser zweiten Linie verstehen ihr Supervisionskonzept vom Betrieb, vom Unternehmen aus. Referenzwissenschaft ist hier die Wirtschaftswissenschaft.

Die beiden ersten Diskurslinien kennzeichnen eine latente professionspolitische Kontroverse, die die Frage um Supervision als soziales Aufstiegsprojekt und ihre Wurzeln in der Sozialen Arbeit berührt. Zwei Praxen der Supervision werden erkennbar: Es handelt sich zunächst um eine mit einem normativen Bezug. Supervision bildet hier ein Professionsprojekt, das sich auf den Staat und seine Professionen und Semi-Professionen richtet. Zugleich besteht ein Flügel in der Supervision, der sich auf die Wirtschaft und an Führung sowie Führungskräfte richtet. Diese zweite Linie brachte in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts einen Milieuwandel in der supervisorischen Szene mit sich. Gehörten in den Gründerjahren der Supervision in der Bundesrepublik die Mehrheit der natürlichen Mitglieder einem wertkonservativen kirchlichen Milieu an, ist in den Nullerjahren aus dem sozialen Milieu der Supervisor*innen ein strukturkonservatives Modernisierungsmilieu

geworden. Im empirischen Teil meiner Arbeit zeige ich diese Entwicklung als eine Entwicklung von der Konzipierung von Supervision als gesellschaftskritisches, demokratisierendes und emanzipatorisches Projekt und Instrument in der Zeit der inneren Reformen über die Individualisierungsschübe seit den 1980er Jahren mit ihrer Entstehung der Kultur des Psychologischen (Psychoboom) bis hin zur politischen Neubestimmung des Verhältnisses von Ökonomie und Sozialem in den 1990er Jahren auf. Supervision hat sich parallel dazu von einem Bezug auf soziale Professionen hin zu einem Instrument der Personalentwicklung verändert.

Als eine *dritte Diskurslinie* ergibt sich: „*Supervision in den sozialen Dienstleistungsberufen – ein Feld, das nach Supervision mit einem Geschlechterwissenssystem fragt*“. Geschlechterwissen wird hier als Professionswissen diskutiert.

Diese drei Linien sind von hoher Relevanz für die Supervision, insbesondere für deren Weiterbildungskontext. Hierbei geht es nicht nur um die Frage, ob sich Supervision geschlechtersensibel konzipieren möchte, sondern generell um ihre weitere Professionsentwicklung. Eine Orientierung an Wissenschaft als eines der zentralen Merkmale von Professionen (vgl. Olk 1986: 20; Parsons 1964) – hier der Erweiterung des klinischen Wissenssystems der Supervision durch Erkenntnisse aus der Geschlechterforschung als sozialwissenschaftliches Wissenssystem – ist dafür eine Voraussetzung.

5. Bewertung der Fachbeiträge

Bei der Bewertung der Fachbeiträge wird das im Forschungsstand gesetzte Analyseraster beibehalten. Auch im empirischen Teil der Arbeit lassen sich Strömungen, Diskurslinien und Konflikte innerhalb der Fachgesellschaft und im Umfeld der Profession differenzieren. Mein Vorgehen und entsprechende Argumentationslinien werden an dieser Stelle grob skizziert.

5.1. Diskurslinie: Gerechtigkeit, sozialer Wandel und Umsetzung der Chancengleichheit im Beruf

Als theoretischen Referenzrahmen für diese Linie wähle ich einen historischen Bezugsrahmen (s. zu Abschnitt 6.2.1 Bredemann 2022: 127ff.). Ausgehend von Foucaults Konzepten und Erkenntnissen (u.a. Foucault [1966] 1974, [1969] 1981, 1991, 2004a, 2004b) stelle ich die in der Supervision leitenden Diskurse und Konjunkturen der Supervision dar: von einer Konjunktur der Kritik und Mündigkeit über eine Konjunktur des Psychologischen (Psychoboom) und der Funktionalität der Supervision. Dabei beziehe ich die Veränderungen einer neoliberal transformierten Arbeitswelt in der Bundesrepublik seit Ende der 1980er Jahre – Stichworte dazu sind: Entgrenzung von Erwerbsarbeit, Dynamiken der Selbstoptimierung und Subjektivierungsprozesse – und deren Einfluss auf die Arbeitsverhältnisse für Frauen und Männer mit ein.

Nach Darlegung dieses Bezugsrahmens belege ich mit Schlüsseltexten aus dem Datenkorpus diese erste Linie im supervisorischen Fachdiskurs. Einzelne Stimmen in dieser Diskurslinie beziehen gerechtigkeitstheoretische und ethische Fragen mit ein.

Daran anschließend rekonstruiere ich die berufspolitische Debatte, die innerhalb der DGSv zu einer Implementierung von Gender-Mainstreaming in den Verband und die Supervision geführt wurde. Durch die Analyse dieses Ereignisses wird erkennbar, dass der Diskurs um Geschlecht kurzzeitig auf der Tagesordnung der DGSv stand und damit im supervisorischen Fachdiskurs wahrnehmbarer wurde. Durch die Rekonstruktion des Ereignisses wird belegt, dass der Diskurs im Diskursverlauf dann jedoch zunehmend thematisch verwässert und schließlich eingeebnet wurde. Erkennbar wird, dass die Geschlechterperspektive bis heute keine systematische, vernetzte und – im Sinne einer Querschnittsaufgabe – integrierte Berücksichtigung in dem supervisorischen Fachdiskurs gefunden hat. Im Feld und im sozialen Milieu der Supervision selbst liegende Barrieren – wie die bürgerlichen und kirchlichen Wahrnehmungs-, Denk und Handlungsweisen – und eine Orientierung am unternehmerischen Diskurs und am Markt verhindern einen Einbezug der Genderperspektive als Querschnittsaufgabe in die DGSv und in die Supervision. Als Konsequenz ergibt sich daraus eine unzureichende Berücksichtigung der Geschlech-

terthematik im Kontext der Weiterbildung. Wesentliche Analyseraster zur Erklärung dieser Entwicklungslinie bilden Bourdieus (1993) Theorie der symbolischen Gewalt und seine Analysen zu sprachlichen Phänomenen (Bourdieu [1982] 2016).

5.2. Diskurslinie: Supervision als ein funktionales Instrument zur Anpassung an berufliche und betriebliche Modernisierungsanforderungen

Bei den Beiträgen im Datenkorpus lässt sich wie im Forschungsstand eine Fokussierung auf die soziale Gruppe der Supervisand*innen und Coachees, die eine Führungsposition bekleiden und/oder einen qualifizierten Beruf ausüben, erkennen. Als einen politischen Referenzrahmen für die Ausrichtung der Unterstützung von Frauen als (Nachwuchs-)Führungskräfte durch Supervision und Coaching führe ich die Frauen- und Geschlechterpolitik an. Theoretischer Bezugsrahmen bildet die Forschungsarbeit von Luc Boltanski (1990) zum Aufstieg der sozialen Gruppe der Führungskräfte. Erkennbar wird, dass mit der Akzentuierung auf die Gruppe der weiblichen (Nachwuchs-)Führungskräfte ein ökonomisches Kalkül in die Geschlechterpolitik der DGSv einfließt, das zu einer Engführung der Fragestellung der Geschlechtergerechtigkeit führt. Außerdem wird durch den deutlich wahrnehmbaren Diskurs über Führungskräfte und die Beratung von Führungskräften der Diskurs über besondere Arbeitsfelder verdeckt, in denen Supervision durchgeführt wird, wie in den Bereichen der Sozialen Arbeit und des Gesundheitswesens. Mit der Forschungsarbeit von Boltanski und der von Bourdieu (1987: 391f.) beschriebenen Dialektik von Distinktion und Prävention diskutiere ich die These der Prävention bzw. des Präventionsdrucks, einer Orientierung der Supervision an der sozialen Gruppe der Führungskräfte (vgl. Bredemann 2022: 210ff.).

5.3. Diskurslinie: Supervision in den sozialen Dienstleistungsberufen – ein Feld, das nach Supervision mit einem Geschlechterwissenssystem fragt

Der erste Bezugsrahmen für diese Linie bildet die Entwicklung in den sozialen Dienstleistungsberufen. Hierbei handelt es sich um ein Feld, das nach Supervisor*innen mit Geschlechterwissen und Genderkompetenz fragt. Als zweiten Referenzrahmen setze ich

die Neudefinition des Therapieverständnisses in der feministischen Therapie. Offenkundig wird dabei (erneut) die Bedeutung der Geschlechterforschung als Wissenssystem für die Supervision, die damit ihr klinisches Wissenssystem erweitern bzw. überwinden könnte (vgl. ebd.: 242ff.).

6. Forschungsergebnisse und weiterer Forschungsbedarf

In den von mir analysierten Forschungsarbeiten und Fachbeiträgen wird die Bedeutung geschlechterbezogener Aspekte für die verschiedenen Ebenen der Supervision diskutiert und dargelegt (vgl. u.a. Hege 1991: 2f.; Scheffler 2005: 23; Schigl 2014: 100)⁴. Gender wird dabei als Querschnittsaufgabe (auch) für die Supervision erkennbar.

Die Analyse der Beiträge im Datenkorpus und der Implementierungsversuche von Gender-Mainstreaming in die DGSv und die Supervision weist darauf hin, dass die Forderungen der Autor*innen für einen höheren Einbezug der Geschlechterdimension in die Supervision auf der Ebene eines *Gender matters* verbleibt. Trotz einer argumentativen Stärke und Vielfalt des Diskurses zum Thema Geschlecht in der Supervision ist er bislang nicht in den Hauptstrom des supervisorischen Diskurses eingeflossen (vgl. Bredemann 2022: 274).

Im Rahmen meiner Forschungsarbeit habe ich ein Wissenssystem strukturiert und erarbeitet, das empfehlenswert für die Weiterbildungsinstitute ist, wenn sie die Thematik der geschlechterreflexiven Supervision aufgreifen wollen. Die erarbeitete Systematik bezieht sich auf die weitere Professionalisierung der Supervision. Sie könnte thematisch verdichtet in die Curricula einbezogen werden und damit langfristig einen Beitrag zum Prozess des Gender-Mainstreaming in der Supervision leisten (vgl. ebd.: 276f.).

⁴ Eine erste Ebene der inhaltlichen Diskussion bildet die individuelle, subjektorientierte Ebene. Zu dieser gehört der Blick auf die zu beratene Person, d.h. auf die Supervisandin/den Supervisanden. Außerdem geht es um die Bedeutung des Geschlechterwissens in der Fallsupervision, das genderreflexive Verstehen der Klientel und den Arbeits- und Beziehungsraum zwischen Helfer*in und Klient*in. Eine zweite Ebene, für die das Erfordernis einer höheren Berücksichtigung von Geschlecht aufgezeigt wird, ist die der Interaktion im supervisorischen Setting: Der Arbeits- und Beziehungsraum zwischen Supervisor*in und Supervisand*in. Geschlechtsspezifische Übertragungsdynamiken spielen auf dieser Ebene eine Rolle. Als dritte Ebene wird die berufspolitische Ebene der Supervision angeführt. Hierbei wird auf die Professionsentwicklung der Supervision, ihre Wissenssysteme und die Reflexion des Berater*innenhabitus Bezug genommen.

Aus dem Forschungsergebnis der verifizierten Barrieren, die eine Integration des Wissenssystems Geschlecht in die Supervision erschweren bzw. verhindern, ergibt sich im Weiteren eine Empfehlung für eine Selbstreflexion der Supervisor*innen und ihres ältesten und größten Berufs- und Fachverbandes (vgl. ebd.: 277).

Mein Promotionsprojekt trifft zeitlich auf neu angestoßene Prozesse in der DGSv, die einer Professionsentwicklung der Supervision zuträglich sind:

Anzuführen ist zunächst der erneut aufgenommene Diskurs über die Stärkung der Methode Supervision. Durch eine Konzentration auf das Coaching und entsprechende Diskurse ist die Supervision berufspolitisch in den Hintergrund geraten (vgl. dies. 2015b). In der Mitgliederversammlung im November dieses Jahres wurde als Anspruch der DGSv benannt, den gesellschaftlichen Diskurs zu fördern und professionell zu begleiten. Die Frage, inwiefern Supervision politisch ist, wurde als innerverbandlich stetig zu diskutierende Frage und Aufgabe angeführt (vgl. Walpuski 2022). Eine berufspolitische Klärung zum Problem der Profession ist neben einer beratungswissenschaftlichen Fundierung der Methode Supervision von zentraler Bedeutung für deren weitere Professionsentwicklung. Neben dem Diskurs über Wissenschaftlichkeit sind dabei der Diskurs und die Reflexion über Phänomene wie Herrschaft, Macht und Gerechtigkeit erforderlich. Dies bezieht eine (Selbst-)Reflexion des professionellen Habitus mit ein.

Im Weiteren sind auf der Mitgliederversammlung die aktualisierten ethischen Leitlinien des Berufs- und Fachverbandes beschlossen wurden. Auch die ethische Fundierung ist von hoher Relevanz für die weitere Professionsentwicklung. Zudem setzt sich die DGSv damit von anderen Berufs- und Fachverbänden für arbeitsbezogene Beratung ab (vgl. ebd.).

Bereits bei der Sichtung und Bewertung des *dünnen* Forschungsstands war erkennbar geworden, dass weiterer Forschungsbedarf besteht (vgl. Bredemann 2022: 277). Auch die Forscher*innen selbst und zudem die Supervisionsforschung (Petzold et al. 2003: SAP I; Schigl et al. 2020: SAP II) machen auf Forschungsdesiderate aufmerksam. Die Ergebnisse aus meiner Analyse weisen erneut auf die dort aufgezeigten Forschungslücken hin.

So findet das Thema möglicher Grenzverletzungen im Rahmen von Supervision und Coaching insbesondere im Kontext von Weiterbildung weiterhin wenig Berücksichtigung.

Zudem wird erkennbar, dass es mehr an kritischer Männerforschung in der Supervision bedarf. Es lassen sich nur wenige Beiträge zu einer geschlechterreflexiven arbeitsbezogenen Beratung für Männer finden.

Außerdem wird im Rahmen meiner Analyse aufgezeigt, dass Intersektionalität und der Blick auf fluide Geschlechtsidentitäten sowie eine Vielzahl an Geschlechtsidentitäten und -praxen eine Forschungslücke in der Supervision bilden, obschon sie Realitäten einer Postmigrationsgesellschaft sind (vgl. ebd.).

7. Epilog: Marianne Heges „Aufschlag“

Auf die strukturellen Hürden, die in meiner Forschungsarbeit als im sozialen Milieu der Supervision selbst liegend angenommen und im Forschungsprozess nachgewiesen werden, hatte Marianne Hege bereits in ihrem Beitrag aus dem Jahr 1991 hingewiesen (s. zu Abschnitt 8 Bredemann 2022: 145ff.).

In dem Vorwort des Schwerpunktheftes „Frauen in der Supervision. Ein Heft von Frauen für Frauen“ der Fachzeitschrift „Supervision“ aus dem Jahr 1991 beschreibt Hege geschlechterbezogene Gewalt und strukturelle Benachteiligung und Diskriminierung von Frauen. Sie weist auf unterschiedliche Lebenslagen von Frauen und Männern hin und benennt Unterschiede im Rahmen von weiblichen und männlichen Vergesellschaftungsprozessen und beruflicher Sozialisation. Im Weiteren öffnet Hege die Perspektive hin auf die Wirkungsmacht inkorporierter, und somit weitgehend unbewusster tradiert, naturalisierender Geschlechterrollenbilder und Familienbilder. Damit fokussiert sie auf Phänomene, denen sich auch Supervisor*innen nicht entziehen können, und die sich in ihren Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen widerspiegeln.

Hege spricht in ihrem Beitrag bereits mögliche Barrieren an, die im sozialen Milieu der Supervision selbst begründet liegen könnten, und die einen höheren Einbezug der Geschlechterperspektive verhindern. Außerdem weist sie auf einen blinden Fleck hinsichtlich des Einbezugs der Geschlechterforschung in das Wissenssystem der Supervision hin. Damit wird der Blick auf eine Engführung der Wissenssysteme der Supervision geöffnet

(Hege 1991: 2ff.), die sich vorwiegend aus der Gruppendynamik, dem Strukturfunktionalismus und klinischen Wissenssystemen entwickelt haben (vgl. Eicke 1982; Lehmenkühler 1982; Leuschner 1982; Wellendorf 1982; Wittenberger 1982).

Die Autorin (1991) plädiert für eine Erweiterung der Wissenssysteme durch sozialwissenschaftliches Wissen und somit auch dem Geschlechterwissen. Explizit weist sie auf den Widerstand und die Abwehr gegenüber der Geschlechterthematik im supervisorischen Fachdiskurs und in der Community selbst hin. Sie schreibt:

„Es erstaunt mich immer wieder, wie wenig Fachkollegen Notiz nehmen von der Frauenerforschung, gleich Männern in bürgerlichen Familien von den 'Frauensachen'“ (ebd.: 5).

Mit ihrer Aussage wird ein spezifischer professioneller Berater*innenhabitus erkennbar, der den habituellen Dispositionen bürgerlicher sowie bürgerlich-konfessioneller Milieus mit ihnen zugehörigen Vorstellungen von Geschlecht, Geschlechterrollen und -hierarchien entspricht (s.o.: „Supervision als soziales Aufstiegsprojekt“).

Auch benennt die Autorin explizit die Schwergängigkeit und die Widerstände der Einführung der Geschlechterthematik in die supervisorische Szene, wobei sie auch die Mikroebene der Redaktion der Fachzeitschrift einbezieht. Ihrem Vorhaben der Herausgabe eines Schwerpunktheftes zu dem Thema sei mit Desinteresse und einer „kritischen Distanz“ (ebd.: 1) seitens ihrer Redaktionskollegen begegnet worden. In dem mit ihr geführten Interview schildert Hege (Hege im Interview 2017) ihre Irritation und ihr Erschrecken über die abwehrende Haltung ihrer Kollegen in der Redaktion. Sie sei belächelt, wenig ernst genommen worden. Das Thema sei von ihren Kollegen heruntergespielt worden. Zudem hätten sich einzelne von ihnen ihr gegenüber beleidigt gezeigt (ebd.: Z. 128-139).

In Heges (2017) Erzählung werden subtile Formen symbolischer Gewalt erkennbar, mit denen sie sich konfrontiert sah. Diese können als Abbild feldspezifischer inkorporierter bürgerlicher Wahrnehmungs- und Denkweisen sowie Praxen in Bezug auf Geschlecht und Geschlechterrollen gedeutet werden. In diesem Verständnis weisen sie auf eine spezifische Wirkkraft des Feldes (hier der Supervision als ein den bildungsbürgerlichen Milieus zugehöriges Milieu) hin. Mit Bourdieus (1993) Konzept der symbolischen Gewalt kann Heges Vorhaben (mit dem Ziel des Erreichens eines höheren Einbezugs der Geschlechterperspektive, letztlich einem *Mehr* an Geschlechtergerechtigkeit in der Supervision) als Irritation, als ein Übertreten der in dem Feld als gültig, als legitim geltenden

Denk-, Deutungs- und Handlungsweisen verstanden werden. Hege wurde durch spezifische Praktiken/Mechanismen des Feldes „zur Ordnung“ (Bourdieu 2012: 164) gerufen.

Außerdem kann mit Christa Rohde-Dachsers (1997) Analysen zu Freuds (1905, 1925, 1931, 1933) „Doppelten Entwurf der Weiblichkeit“ argumentiert werden, dass Hege als zwar anerkannte Wissenschaftlerin, Lehrende und geschätzte Kollegin hier nicht die im Freud'schen Entwurf der Weiblichkeit vorgesehene Position und Rolle der Frau eingenommen hat. Diesem Entwurf folgend hat die Frau Emanzipation nicht nötig, wenn sie die reife Weiblichkeit erlangt hat. Nach Freuds Theorie befördert der weibliche Kastrationskomplex, der in der Annahme der eigenen Kastriertheit besteht, die Weiblichkeit. Ein Merkmal der von ihm konzipierten normalen Weiblichkeit ist passives Verhalten, das auf der Erkenntnis der eigenen organischen Minderwertigkeit fußt. Rohde-Dachsers (1997) Analysen decken auf, dass die Frau durch Emanzipationsbestrebungen den für sie vorgesehenen, zugewiesenen Platz überschreitet und zur „anderen Frau“ (Rohde-Dachser 1997: 103) wird. Die „andere Frau“ (ebd.) erzeugt Abwehr. Sie ist an ihren ursprünglich bestimmten Ort – die Frau als Spiegel des Mannes – zu verweisen.

Von den von Hege benannten Erfahrungen – die in meiner Forschungsarbeit als subtile Formen der symbolischen Gewalt interpretiert/entschlüsselt werden – abgesehen, haben die Redaktionsmitglieder sie nicht an der Realisierung des Schwerpunktheftes gehindert, oder besser: Hege hat sich trotz der für sie irritierenden und auch enttäuschenden Erfahrungen nicht von ihrem Anliegen abbringen lassen. Ohne Unterstützung ihrer Kollegen aus der Redaktion hat sie das Heft herausgebracht. Aus dem Heft, das eigentlich den Titel „Frauen und Männer in der Supervision“ führen sollte, ist eines von/für Frauen geworden, da sich ihrer Aussage nach (Hege im Interview 2017) keine Autoren finden ließen.

Im Rahmen der feministischen Beratung waren seit den 1970er Jahren und im Kontext psychotherapeutischer Publikationen seit den 1980er Jahren bereits genderspezifische Diskurse hinsichtlich beraterischen und therapeutischen Handelns geführt worden (vgl. u.a. Königswieser 1981; Hege 1985, 1987; Rost 1987; Gissrau 1988, 1989; Dorst 1990).

Mittels ihres Aufsatzes hat Hege einen thematischen Aufschlag (im Interview wird dafür die Metapher des Aufschlags aus dem Tennissport gewählt) in das Feld der Supervision gemacht: Sie hat das Geschlechterthema, insbesondere das Erfordernis einer Erweiterung der Wissenssysteme der Supervision um sozialwissenschaftliches Wissen – hier der

Frauen- und Geschlechterforschung – in das Feld der Supervision und in die DGSv, die im Jahr 1989 gegründet worden war und die der Fachzeitschrift Supervision nahe steht, gebracht.

Im Interview berichtet Hege (2017), dass das Genderthema nun existent im supervisorischen Diskurs war. Der *Ball* lag also im Feld. Ihrer Beobachtung nach hätten sich in den Folgejahren jedoch keine für sie wahrnehmbaren signifikanten Veränderungen im Hinblick auf den Einbezug der Dimension Gender in die supervisorische Forschung und Praxis ergeben (vgl. ebd.: Z. 320-329).

In der Folgezeit ist von mehreren Autor*innen der *Ball* weniger aufgenommen, denn vielmehr ein vermeintlich neuer *Ball* ins Feld geschlagen worden (meine Arbeit belegt einen vielfältigen, wertvollen, jedoch unsystematisch geführten Diskurs über Geschlecht in der Supervision), wobei insbesondere der Aspekt der symbolischen Gewalt als Barriere für die Thematisierung der Geschlechterfrage eine Rolle gespielt haben sollte.

Auch durch meine Forschungsarbeit wird auf das Erfordernis einer Erweiterung der supervisorischen Wissenssysteme durch sozialwissenschaftliche Erkenntnisse, Theorien und Diskussionen hingewiesen. Auch meine Arbeit kann als ein Plädoyer, als eine Forderung für eine geschlechterreflexive und sich kritisch gegenüber Geschlechterungerechtigkeit und Diskriminierung positionierende (also nicht abstinente) Supervision verstanden werden. Sie baut auf die fundierten, das Geschlechterthema in den Fokus setzenden Forschungsarbeiten und Fachbeiträge auf.

Meine zentrale Forschungsfrage lag nicht nur in der Deskription der verschiedenen Forschungs- und Publikationsstränge, sondern letztendlich in der Suche nach Barrieren, denn: Wenn man etwas fordert, sollte man wissen, welche Widerstände, Barrieren es gibt, die eine Realisierung erschweren... Einen Beitrag dazu habe ich geleistet. Inwiefern die oben angeführten Empfehlungen (Abschnitt 6) auf Gehör treffen, bleibt abzuwarten.

Literatur

- Abdul-Hussain, S. (2012): Genderkompetenz in Supervision und Coaching. Wiesbaden: Springer VS.
- Baltussen, C.W.M. (1963): Wesen und Aufgabe der Supervision. In: Arbeits- und Sozialministerium Nordrhein-Westfalen (Hrsg.): Studientagung über Fragen der Einzelfallhilfe (Social Casework) in Unterricht und Praxis: vom 24. bis 27. September 1962 in der Sozialen Frauenschule Aachen.

Düsseldorf.

- Berger, P.L. & Luckmann, T. ([1966] 2004): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie. 20. Ausgabe. Frankfurt am Main: Fischer.
- Boltanski, L. (1990): Die Führungskräfte. Die Entstehung einer sozialen Gruppe. Frankfurt am Main: Capus.
- Bourdieu, P. ([1982] 2015): Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller.
- Bourdieu, P. (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1993): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2012): Die Männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bredemann, M. (2015a): Gendergebundene Arbeitsverhältnisse im Wandel der Berufssysteme und die Konsequenzen für Supervision. Erkenntnisgewinn und mögliche Anwendung von "Erinnerungsarbeit" als sozialpsychologisch-biografisches Forschungsinstrument für eine geschlechterreflexive Supervision. Unveröffentlichtes Manuskript der Masterthesis im Weiterbildenden Masterstudiengang „Supervision und Beratung“ an der Universität Bielefeld.
- Bredemann, M. (2015b): Mehr Masse statt Klasse? Die Bedeutung der Inflation von Beratungsformen für die Professionalisierung von Supervision. In: Forum Supervision. Heft 45, Jg. 23, S. 97-113.
- Bredemann, M. (2016): Forschungsmethodische biografische Zugänge von Frigga Haug und Pierre Bourdieu für ein Verstehen symbolischer Gewalt im Rahmen von Supervision. In: Forum Supervision. Heft 47, Jg. 24, S. 62-74.
- Bredemann, M. (2022): Diskurs über Geschlecht in der Supervision. Eine Diskursanalyse der Veröffentlichungen in supervisorischen Fachzeitschriften. Unveröffentlichtes Manuskript. Veröffentlichung im Februar 2023 unter dem Titel Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit in der Supervision. Eine Diskursanalyse. Weinheim: Beltz Juventa.
- Dorst, B. (1990): Analytische Arbeit mit geschlechtshomogenen Gruppen: Arbeit mit Frauengruppen. In: Gruppenpsychotherapie. Gruppendynamik. Jg. 26, S. 258-271.
- Eicke, D. (1982): Über Verstehen aus psychoanalytischer Sicht. In: Supervision. Heft 1. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag. S. 21-30.
- Erger, R. & Molling, M. (1991): Der kleine Unterschied. Frauen und Männer in Supervision. Dresden: Hille.
- Foucault, M. ([1966] 1974): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. ([1969] 1981): Archäologie des Wissens. 1. Auflage als Taschenbuch. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1991): Politics and the Study of Discourse. In: Burchell, G.; Gordon, C. & Miller, P. (Hrsg.): The Foucault Effect. Studies in Governmentality. Chicago: The University of Chicago Press. S. 53-72.
- Foucault, M. (2004a): Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977/1978. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2004b): Geschichte der Gouvernementalität II. Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège

- de France 1978/1979. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freud, S. (1905): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnete Werke aus den Jahren 1904-1905, Band 5. Frankfurt am Main: Fischer. S. 27-145.
- Freud, S. (1925): Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. In: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnete Werke aus den Jahren 1925-1931, Band 14. Frankfurt am Main: Fischer. S. 17-30.
- Freud, S. (1931): Über die weibliche Sexualität. In: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnete Werke aus den Jahren 1925-1931, Band 14. Frankfurt am Main: Fischer. S. 515-537.
- Freud, S. (1933): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Die Weiblichkeit. In: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnete Werke aus den Jahren 1925-1931, Band 15. Frankfurt am Main: Fischer. S. 119-145.
- Gaertner, A. (2004): Supervision in der Krise – Expansionismus, Unschärfeprofil und die Ausblendung der Selbstreflexion. In: Buer, F. & Siller, G. (Hrsg.): Die flexible Supervision. Herausforderungen – Konzepte – Perspektiven. Eine kritische Bestandsaufnahme. Wiesbaden: Springer VS, S. 79-100.
- Gildemeister, R. (1992): Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit. In: Ostner, I. & Lichtblau, K. (Hrsg.): Feministische Vernunftkritik: Ansätze und Traditionen. Frankfurt am Main: Campus.
- Gissrau, B. (1988): Analytisch-therapeutische Arbeit mit einer Frauengruppe. In: Gruppendynamik und Organisationsberatung. Zeitschrift für angewandte Sozialpsychologie. Heft 24. Jg. 19, S. 281-291.
- Gissrau, B. (1989): Weibliche Spiegelungen. Zur besonderen Dynamik von therapeutischen Frauengruppen. In: Gruppendynamik und Organisationsberatung. Zeitschrift für angewandte Sozialpsychologie. Heft 4, Jg. 20, S. 389-405.
- Gröning, K. (2013): Supervision. Traditionslinien und Praxis einer reflexiven Institution. Gießen: Psychosozial.
- Gröning, K. (2015): Feministische Beratung. Entwicklungslinien und Widersprüche. In: Gröning, K.; Kunstmann, A. & Neumann, C. (Hrsg.): Geschlechtersensible Beratung. Traditionslinien und praktische Ansätze. Gießen: Psychosozial. S. 39-71.
- Gröning, K.; Kunstmann, A. & Neumann, C. (Hrsg.) (2015): Geschlechtersensible Beratung. Traditionslinien und praktische Ansätze. Gießen: Psychosozial.
- Haug, F. & Hauser, K. (Hrsg.) (1983): Frauenformen 2. Sexualisierung der Körper. Berlin: Argument.
- Hege, M. (1985): Die Fee auf dem Strich. In: Supervision. Heft 8. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag, S. 71-78.
- Hege, M. (1987): "Töchter und Väter" oder "Das Patriarchat in uns". In: Gruppendynamik und Organisationsberatung. Zeitschrift für angewandte Sozialpsychologie. Heft 3, Jg. 18, S. 229-237.
- Hege, M. (1991): Frauen in der Supervision. Editorial. In: Supervision. Heft 20. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag, S. 1-7.
- Karlinger, S. (2010): Gender Matters? Genderkompetenz in der Supervision – Zur Bedeutung der Genderkompetenz von Supervisorinnen und Supervisoren im psychosozialen Feld. Saarbrücken: VDM.
- Keller, R. (2011): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Klatetzki, T. & Tacke, V. (Hrsg.) (2005): Organisation und Profession. Wiesbaden: Springer VS.

- Klinkhammer, M. (2004): Supervision und Coaching für Wissenschaftlerinnen. Theoretische, empirische und handlungsspezifische Aspekte. Wiesbaden: Springer VS.
- Königswieser, R. (1981): Mutter – Hexe – Trainerin. Was spielt sich ab, wenn eine Frau ein Training leitet? In: Gruppendynamik und Organisationsberatung. Zeitschrift für angewandte Sozialpsychologie. Heft 3, Jg. 12, S. 193-207.
- Krell, G. (2001): Frauen entwickeln – Organisationen und Männer nicht? In: OSC. Heft 2, S. 113-120.
- Kühne-Eisendle, M. (2004): Supervision und Coaching mit weiblichen Führungskräften. Diplomarbeit am Institut für Erziehungswissenschaften an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Unveröffentlichte Manuskript der Diplomarbeit.
- Lehmenkühler, A. (1982): Verstehen in der Supervision aus sozialpsychologischer Sicht. In: Supervision. Heft 1. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag, S. 31-46.
- Leuschner, G. (1982): Die alte Fahrradklingel: oder Anregungen zum Thema Verstehen. In: Supervision. Heft 1. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag, S. 59-62.
- Leuschner, G. (1999): Akquisition und Kontrakt im Gegenwind des Zeitgeistes. In: Forum Supervision. Heft 14, Jg. 7, S. 5-23.
- Leuschner, G. & Weigand, W. (2011): Wege zur Professionalisierung – Über die Anfänge der Supervision in Deutschland. In: Forum Supervision. Heft 37, Jg. 19, S. 38-57.
- Lohl, J. (2019): „...und ging ins pralle Leben“ Facetten einer Sozialgeschichte der Supervision. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lowy, L. (1977): Supervision: Ein agogischer Lehr- und Lernprozeß. In: Caemmerer, D.v.; Körger, F.W.; Lander, H. et al. (Hrsg.): Supervision – ein berufsbezogener Lernprozeß. Wiesbaden: Haus Schwalbach. S. 9-18.
- Luhmann, N. ([1984] 2012): Soziale Systeme. Grundlagen einer allgemeinen Theorie. 15. Auflage, erste Auflage 1987. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2002): Die Politik der Gesellschaft. Herausgegeben von André Kieserling. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Möller, H. & Müller-Kalkstein, R. (Hrsg.) (2014): Gender und Beratung. Auf dem Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit in Organisationen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 33-51.
- Neumann, C. (2012): Praxis feministischer Frauenberatung bei Gewalt. Beispiel aus einer allgemeinen Frauenberatungsstelle (NRW). In: Bauer, A.; Gröning, K.; Hoffmann, C. et al. (Hrsg.): Grundwissen Pädagogische Beratung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 170-186.
- Olk, T. (1986): Abschied vom Experten. Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität. Weinheim: Juventa.
- Pannewitz, A. (2012): Das Geschlecht der Führung. Supervisorische Interaktion zwischen Tradition und Transformation. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Parsons, T. (1964): Die akademischen Berufe und die Sozialstruktur. In: Rüschemeyer, D. (Hrsg.): Talcott Parsons – Beiträge zur soziologischen Theorie. Neuwied und Berlin: Luchterhand. S. 160-179.
- Petzold, H.G.; Schigl, B. & Fischer, M. et al. (2003): Supervision auf dem Prüfstand. Wirksamkeit, Forschung, Anwendungsfelder, Innovation. Opladen: Leske & Budrich.
- Pühl, H. (1992) (Hrsg.): Supervision. Handbuch. 2., unveränderte Auflage. Opladen: Leske & Budrich.

- Pühl, H. (1999) (Hrsg.): Supervision und Organisationsentwicklung. Handbuch 3. Opladen: Leske & Budrich.
- Pühl, H. ([2009] 2017) (Hrsg.): Das aktuelle Handbuch der Supervision: Grundlagen-Praxis-Perspektiven. Unveränderte Neuauflage. Gießen: Psychosozial.
- Rastetter, D.; Cornils, D. & Mucha, A. (2011): Editorial. In: Freie Assoziation. 14. Jg. Nr. 3 u. 4. S. 5-13.
- Rohde-Dachser, C. (1997): Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse. Frankfurt am Main: Fischer.
- Rohde, J. & Oelkers, N. (2014): Der schmale Grat zwischen Dekonstruktion und Anerkennung von Differenz – Erweiterung von Möglichkeitsräumen als Ziel von Genderschulungen. In: Möller, H. & Müller-Kalkstein, R. (Hrsg.): Gender und Beratung. Auf dem Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit in Organisationen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 52-71.
- Salomon, A. (1917): Soziale Frauenbildung und soziale Berufsarbeit. Leipzig, Berlin: B.G. Teubner.
- Scheffler, S. (2005): 'Frauenwelten – Männerwelten' in der Supervision. In: VerbändeForum Supervision (Hrsg.): Die Zukunft der Supervision zwischen Person und Organisation: Neue Herausforderungen, neue Ideen. Köln: Eigenverlag. S. 23-29.
- Schigl, B. (2014): Welche Rolle spielt die Geschlechtszugehörigkeit in Supervision und Coaching? In: Möller, H. & Müller-Kalkstein, R. (Hrsg.): Gender und Beratung. Auf dem Weg zu mehr Geschlechtergerechtigkeit in Organisationen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. S. 89-105.
- Schigl, B.; Höfer, C. & Artner, N.A. et al. (2020): Supervision auf dem Prüfstand. Wirksamkeit, Forschung, Anwendungsfelder, Innovationen. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer.
- Schrader-Breyman, H. (1962): Henriette Schrader-Breyman. Langensalza: Beltz.
- Schröder, I. (2001): Arbeiten für eine bessere Welt. Frauenbewegung und Sozialreform 1890-1914. Frankfurt am Main: Campus.
- Steinhardt, K. (2007): Psychoanalytisch orientierte Supervision – auf dem Weg zu einer Profession? Zur historischen, professionstheoretischen und empirischen Fundierung von psychoanalytisch orientierter Supervision. Zugleich Dissertation Universität Wien. 2. Auflage. Gießen: Psychosozial.
- Stieve, H. ([1925] 1983): Tagebuch einer Fürsorgerin. Weinheim, Basel: Beltz.
- Walpuski, V. (2022): Übergänge. Ein Bericht von der Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Supervision und Coaching e. V. am 11. und 12. November 2022 in Hannover. In: Forum Supervision. Heft 60, Jg. 30, S. 136-147.
- Wellendorf, F. (1982): Verstehen in der Supervision. In: Supervision. Heft 1. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag, S. 7-20.
- Wetterer, A. (2003): Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, G.-A. & Wetterer, A. (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 286-319.
- Wittenberger, G. (1982): Reflexionen zum Thema „Verstehen“. In: Supervision. Heft 1. Frankfurt am Main: Fachhochschulverlag, S. 47-58.

Katharina Gröning

Zur Entwicklung des Masterstudiengangs Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld – eine Positionsbestimmung

Zusammenfassung

Der folgende Beitrag diskutiert Anliegen und Entstehungsgeschichte des Weiterbildenden Masterstudiengangs Supervision und Beratung sowie den zukünftigen Forschungsbedarf für eine wissenschaftliche Ausbildung von Supervisor*innen. Diskutiert werden zum einen Grundpositionen der Beratungskritik und die damit einhergehenden Herausforderungen zur weiteren Professionalisierung von Supervision. Zum anderen wird die Entscheidung, im Studiengang auf interpretative Forschungsmethoden systematisch für das Verstehen in Supervisionen zurückzugreifen, begründet. Diese interpretativen Forschungsmethoden sollen den Verstehensprozess in Supervisionen aus dem klinischen Bias herausführen. Zwar ist der Umgang mit Emotionen in der Supervision und die kommunikative Hilfe bei der Regulierung von Affekten weiterhin gut begründet, jedoch bedürfen die Erfahrungen der Supervisanden*innen im Kontext von Rolle, Organisation und sozialen Systemen nicht nur der psychologischen Interpretation. Sozialwissenschaftliches Wissen, niedergelegt in qualitativen interpretativen Methoden vertiefen das Verstehen insgesamt und bieten den Zugang zum Latenten in der Supervision.

Warum konzipiert und institutionalisiert man einen universitären Masterstudiengang Supervision und Beratung neben mehr als 30 DGSv-anerkannten Ausbildungen? Die institutionellen Rahmenbedingungen an einer Universität sind für wissenschaftliche Weiterbildungen tendenziell ungünstig. Angesichts von ca. 24 000 Studierenden an der Universität Bielefeld und ca. 2600 Studierenden an der beheimateten Fakultät für Erziehungswissenschaft ist ein Studiengang mit maximal 20-25 Studierenden alle drei Semester geradezu winzig. Weiterbildungsstudierende sind zudem Gasthörer*innen, nicht Mitglieder

der Universität und haben dementsprechend kein aktives und passives Wahlrecht. Ihre Interessen können sie nur innerhalb des Studiengangs vertreten. Gleichzeitig sind sie mit einer Anwesenheit vor allem über Feiertage und Blockveranstaltungen eher unauffällig. Durch seine verschiedenen Zulassungsvoraussetzungen ist der Studiengang Supervision zudem nur als weiterbildender Master anzubieten. Er baut also auf bereits vorhandene, meist soziale Professionen auf und fügt bereits erworbenen professionellen Kompetenzen eine weitere hinzu. Für Absolvent*innen von Fachhochschulen ermöglicht er einen sozialen Aufstieg. Mit einem universitären Mastergrad erhalten sie die den Zugang zum Höheren Dienst. Da derzeit die Unterschiede zwischen Fachhochschulen und Universitäten aber eingeebnet werden, lediglich im Dienstrecht des öffentlichen Dienstes und den hier angelehnten Tarifverträgen besteht ein manifester Unterschied, liegt der Sinn von Studiengängen für Supervision an Universitäten vorwiegend woanders, nämlich in einer engen Verbindung von Supervisionsausbildung mit wissenschaftlicher Forschung und der Förderung von Professionalisierung und wissenschaftlichem Nachwuchs. Anders als private Ausbildungsangebote für Supervision sind die Zwecke eines Masters an einer Universität notwendig und nicht diskutierbar keine wirtschaftlichen Tätigkeiten. Es geht nicht um einen Leistungsaustausch. Die Fakultät schießt mit der Bereitstellung eines Eigenanteils im Rahmen von personellen Ressourcen wegen der allgemeinen Ziele des Studiengangs zu, wenn auch mit Einschränkungen. Der Zweck eines universitären Angebotes besteht ausschließlich als öffentlicher, dem Gemeinwohl verpflichteter Praxis, Supervisor*innen wissenschaftlich auszubilden und die Profession Supervision zu vertreten. Das ist angesichts des Gestrüpps im Arbeitsfeld Beratung auch bitter nötig, denn hier haben sich vor allem Marktprinzipien platziert. Angesichts des EU-Beihilferahmens, der die berufliche Weiterbildung als Markttätigkeit versteht und der zunehmenden Tendenz, die wissenschaftliche Weiterbildung wegen der Möglichkeit deutlicher Einnahmesteigerungen als wirtschaftliche Tätigkeiten zu erfassen, also Wissenschaft zu verkaufen, ist diese Grenze zentral. Ein Studiengang hat den alleinigen Zweck, den Nachwuchs für die Profession auf wissenschaftlichem Niveau auszubilden, in der Verbindung von Praxisforschung und gelebter professioneller Praxis, den methodischen und fachlichen Rahmen zu entwickeln, über Promotionen und Publikationen die Professionalisierung und Qualität von Supervision zu fördern, zu begründen und zu reflektieren und am Diskurs zur Supervision im Kontext einer Scientific Community teilzunehmen – um diese Ziele geht es.

Dieser, und nur dieser Rahmen lässt einen Studiengang Supervision an einer Universität oder weiteren Hochschule überhaupt begründbar erscheinen. Demgegenüber stehen Verständnisse über Supervisionsausbildungen, die zwischen Studiengängen und Weiterbildungen nicht unterscheiden. Ihnen gemeinsam ist, dass sie davon ausgehen, es handele sich bei jeder Supervisionsausbildung um ein wirtschaftliches Angebot und eine wirtschaftliche Tätigkeit. Insofern bräuchten die Hochschulen dann eine Art Dummy, um quasi verdeckt wirtschaftliche Tätigkeiten durchzuführen. Diese Auffassungen sind im Sinne der Lissabon-Konvention nicht abbildbar. Im Unterschied zu einem Institut verfolgt ein Studiengang allgemeine Ziele, in der Kultur eines Studiengangs muss sich auch die Einheit von Forschung und Lehre spiegeln.

Die Mehrheit der Dozierenden und Lehrenden an den privaten Instituten sieht ihre und die Arbeit der Hochschulen allerdings anders als Konkurrenz zwischen Hochschulen und Instituten. Diese Erfahrung konnte immer dann gemacht werden, wenn wir zum Selbstkostenpreis die Studienbriefe des Studiengangs für anderen Institute zur Verfügung gestellt haben. Selbstverständlich wird in einem Studiengang das generierte Wissen als allgemeines Wissen betrachtet.

In der Lesart von Markt und Konkurrenz schließlich lehrt man auch in einem Master gegen gutes Geld, für Honorare, die weit über der Grenze eines Lehrauftrags liegen. So ist ein Studiengang aber nicht gedacht. Wer in einem wissenschaftlichen Studiengang lehrt, ist Teil der Scientific Community. Er trägt zur Weiterentwicklung des Wissenssystems Supervision bei. Dozierende, die das nicht verstehen oder anerkennen, können bei uns nicht lehren.

Neben der Konzipierung von Bildung als wirtschaftliche Tätigkeit, die dem Konzept eines Studiengangs widerspricht, gibt es noch die alte territoriale Ordnung von Supervision als besonderes, tendenziell abgeschlossenes Feld, welches berufspolitisch besetzt ist und der Rekrutierung und Ausbildung von Führungskräften in einem bestimmten Gesellschafts- und Sozialmilieu dient. Vor allem die kirchlichen Fachhochschulstudiengänge repräsentieren diese Strömungen in der Supervision, die aus der Geschichte der Supervision verstehbar ist. Sie bilden für ihren Bedarf aus und sorgen so für eine gewisse Homo-

genität und Geschlossenheit beim Nachwuchs. Gleichgültig, ob es sich bei diesen Ausrichtungen um wirtschaftliche oder weltanschauliche Tätigkeiten handelt, ein Supervisionsstudiengang an einer Universität darf beides nicht sein.

Reflexive Supervision – ihre Begründung, ihre Ideengeschichte, ihr Anliegen

Der Bielefelder Studiengang Supervision versteht sich als Vertreter einer Strömung im Kontext von Supervision und Beratung, die sich sichtbar in den 1960er Jahren, im Kontext der sogenannten inneren Reformen (Borowski 1998) etabliert hat. Sicherlich besteht hinsichtlich der Geschichte der Supervision in Deutschland noch viel Forschungsbedarf und unter Berücksichtigung, dass jede wissenschaftliche Erkenntnis vorläufig ist, kann doch formuliert werden, dass die Epoche der inneren Reformen Supervision als Professionsmodell maßgeblich geprägt hat. Die „Mutterprofession“ soziale Arbeit wurde in dieser Epoche in Deutschland zunächst an den Rechtsstaat und seine Ethik angepasst, das alte Verständnis von Fürsorge (und Bewahrung) hinterfragt. Die institutionellen Bedingungen sozialer Arbeit wurden einer massiven Kritik unterzogen, die in den Institutionen akzeptierte Alltagsgewalt von einer jungen Generation von Sozialarbeiter*innen nicht mehr hingenommen. Dieser politische Prozess – Anpassung der Sozialsysteme, einschließlich der Ausbildungen an den Rechtsstaat – war längst nicht von allen Funktionären, Trägervertretern und Lobbyisten akzeptiert. Insbesondere die theoretische Analyse, die in den neuen Studiengängen zur sozialen Arbeit, vor allem aber in den Universitäten und hier in den Disziplinen Soziologie und Erziehungswissenschaft formuliert wurde, galt bei Trägern als praxisfern und tendenziell ideologisch. Richtig ist dabei zwar, dass der reformierten Profession soziale Arbeit an vielen Stellen Handlungskonzepte fehlten. Gleichwohl erscheint die Rede von der Praxisferne der reformierten Sozialen Arbeit vor dem Hintergrund der mühseligen Aufarbeitung der in den sozialen Institutionen vorherrschenden Alltagsgewalt (vgl. Frommann 1993; Gröning 2016)⁵ nicht glaubwürdig. Vielmehr

⁵ 2016 habe ich ein Buch zur sozialwissenschaftlich begründeten Beratung publiziert, in welchem ich u.a. Anne Frommann interviewt habe. Sie hat viel über die 1950er Jahre und die Soziale Arbeit in dieser Epoche berichtet und die Bedingungen bzw. Kultur als „bleierne Zeit“ beschrieben. Auch Kurt Aurin, Hans Thiersch und Thea Sprey habe ich interviewt. Ich wollte verstehen, wie es von einem Beratungsverständnis, welches eher sozialtheoretisch und philosophische begründet war, insbesondere bei Thea Sprey zu einer erneuten Therapeutisierung von Beratung gekommen ist. Am Interview mit Anne Frommann ist besonders

entsteht der Eindruck, dass mit der Rede von Theorielastigkeit und Praxisferne eine Abschottung gegen die Reflexion der institutionellen Praxen stattgefunden haben dürfte. Wo aber stand hier die Supervision? Maßgeblich wurde sie, ähnlich wie die soziale Arbeit in ihren Anfängen, aus einem ärztlichen Professionsmodell begründet⁶. Klinisches Verstehen und Diagnostizieren, die Wissenssysteme der Psychoanalyse (vgl. z. B. Junker 1978) und der Humanistischen Psychologie hatten auf die Supervision einen erheblichen Einfluss. Erst der Einfluss der gruppensystemischen Bewegung in der Tradition Kurt Lewins (vgl. Heigl-Evers 1988) führten zu einer stärkeren Berücksichtigung der sozialen Felder und der sich hier reproduzierenden sozialen Ungleichheit, eine Entdeckung, die übrigens schon Richmond gemacht hat.

Allerdings würde eine Psychoanalyse- oder Therapieschelte an einem wichtigen Teil des Lebensgefühls in den 1960er und 1970er Jahren vorbeigehen. Nach dem Ende der NS-Zeit und des Krieges herrschte in Deutschland ein fundamentaler Mangel am Nötigsten vor, die autoritäre Erziehung ging weiter und die Aufarbeitung der NS-Zeit fiel faktisch aus. Zur politischen Restauration in den 1950er Jahren gehörte, auch wegen der sozialen Reformen im Arbeitsleben wie Mitbestimmung, Tarifautonomie, 40 Stunden und 5 Tage-Woche, Sozialversicherung etc., ein starker Wirtschaftsaufschwung. Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf die materielle Reproduktion und den Konsum. Im Vordergrund stand das Essen, das Wohnen, die Befriedigung von Grundbedürfnissen, wie Kleidung, die nicht nur aus umgenähten Wehrmachtuniformen besteht und schließlich Urlaub und Mobilität. Gefühle und Empathie, Gefühlsverarbeitung, Trauerarbeit, obwohl es dafür mehr als genug Anlässe gegeben hätte, hatten in der Nachkriegsgesellschaft keinen Platz. Es war deshalb nicht verwunderlich, dass die Generation der Nachkriegsgeborenen

ihre Beschreibung der bleiernen Zeit wichtig, die bei ihr zum Engagement in der Gilde soziale Arbeit geführt hat. In dieser Zeit gehörte die Supervision jedoch nicht zur inneren Reform, sondern muss als klinischer Flügel sozialer Arbeit verstanden werden.

⁶ Auch die Schule und ihre Beratungsformate sind in diesem Kontext zu reflektieren. Über die Schule vor der Bildungsreform habe Annemarie Reinhard Tausch schon früh 1954 in der ersten Auflage zu seinem Lehrbuch Erziehungspsychologie gesagt, dass ihre propagierten demokratischen Werte in direktem Gegensatz zu ihrer Alltagskultur und insbesondere zur Kommunikation stünden. Ihre Erziehungspsychologie begründen sie damit, diesen Widerspruch auflösen zu wollen. Demokratie ist hier auf Engste mit einer anerkennenden und verstehenden Kommunikation im pädagogischen Alltag verbunden. Dies hat 1994 Axel Honneth in seiner Theorie der Anerkennung noch einmal sozialphilosophisch umfassend begründet. Wertschätzung, Respekt und Achtung, Empathie sind danach nicht nur psychologische Fähigkeiten oder Tugenden, sie sind Grundlagen des demokratischen Zusammenlebens moderner und vielfältiger Gesellschaften.

das Seelische schmerzlich vermisste. Zweifellos profitierte die Supervision in ihren Anfängen von diesen Bedürfnissen nach Selbsterfahrung, Selbstverstehen und Selbstzustimmung. In den 1960 und 1970er Jahren dürfte sie eine Form der Identitätsarbeit gewesen ein. Darin lag zum einen ihre Attraktivität, zum anderen aber auch ihr Problem, denn der Widerspruch zwischen einer, vorwiegend auf subjektive Deutung ausgerichteten, supervisorischen Praxis und Reflexivität stellte sich nicht. Reflexion war subjektiv gemeint und insofern verwundert es nicht, dass Supervision mehrheitlich unter den Einfluss des sogenannten Psychobooms geriet, wie Ardian Gaertner in seiner Habilitation 1995 formuliert hat. Er und viele andere haben aufgezeigt, wie die Psychotherapie Teil der Konsumgesellschaft wurde.

1979 haben Nagel und Seifert ihr Buch über die Inflation der Therapieformen publiziert. Sie kritisieren die Ausweitung und teilweise verwirrende Vielfalt der Methoden der Humanistischen Psychologie in alle Bereiche der Gesellschaft, vor allem das Angebot Therapie als Lösung sozialer Probleme zu verstehen. Zuvor hatte Halmos (1972) über die Beichtväter des 20sten Jahrhunderts polemisiert. Aus der Therapiekritik, die bis Gaertner 1995 ging und vor allem die Auflösung des Reflexiven und die Übernahme der Therapie in das Konsumtive problematisierte, platzierte sich in den 1980er Jahren eine Kritik an Beratung. Ihr Fokus war die Verwendung des Wissenssystems Beratung, was sich mittlerweile maßgeblich aus der humanistischen Psychologie begründete, in amtlichen Institutionen und politisch administrativen Systemen (Bude 1988; Bude & Schmitz 1989: 122-148). Vor allem Hans Bude mit seinem Aufsatz „Beratung als trivialisierte Therapie“ übt Kritik an der Supervision einer Erzieherin durch einen angestellten Psychologen. Dieser personifiziere die beruflichen Konflikte der Erzieherin und mache sie damit selbst zum Fall. Gerhard Leuschner hat immer wieder aufgezeigt, wie diese Verwendung psychologischen Wissens im Berufsleben zu einer Klientelifizierung und zum Neurotisieren einzelner Personen führt und sich deshalb gegen angestellte Psychologen als Supervisoren positioniert. Die Beratungskritik hat also die Praxis der Supervision schon Ende der 1980er Jahre getroffen, und sie ist weiter gegangen. Die jüngste Kritik begründet sich zwar allgemeiner und theoretischer, quasi als Ableitung aus der Machtanalytik Foucaults⁷, sie ist für einen Studiengang deshalb aber nicht weniger wichtig. Nach der

⁷ Das Amalgam aus Verstehen und Verfügbarmachen kann als dritte Welle der Beratungskritik aufgefasst werden. Während es bei Halmos (1972) um die Auseinandersetzung mit der Pastormacht ging, also um

Therapievielfalt und der Beratungsvielfalt (Großmaß 2002) sieht sich die Supervision zudem, das ist die nächste Dimension, einem gewissen Spektrum von arbeitsweltbezogener Beratung gegenüber. Neben sie sind Formate wie Intervision, kollegiale Beratung, verschiedene Formate des Coachings, der Organisationsentwicklung, Organisationsberatung, der Teamentwicklung und der Personalentwicklung getreten. Sie alle platzieren sich neben der Supervision und fordern diese heraus.

Dieser Studiengang, der heute 10 Jahre alt geworden ist, richtet sich auf soziale Professionen in seinem Schwerpunkt und versteht sich zudem als Studiengang für Supervision und Beratung. Was hat uns 2009, als wir begonnen haben, den Studiengang zu planen, damals motiviert, am Format der Supervision festzuhalten? Und was hat dies mit der Geschichte der Supervision selbst und mit der Entwicklung sozialer Professionen zu tun, für die wir vor allem ausbilden und tätig sein wollen: Sozialarbeiter*innen, die die größte Gruppe unserer Studierenden darstellt, Lehrer*innen, Seelsorger*innen, die Angehörigen der Pflege- und Gesundheitsberufe, aber auch Betriebswirt*innen, die als Supervisor*innen beraterisch tätig werden wollen, finden sich als Studierende in unserem Studiengang.

Die Verbindung zwischen verstehender Kommunikation und politischer Demokratie stellt seit Beginn der Supervision in der Bundesrepublik Deutschland einen immer wieder umkämpften Kern ihres Verständnisses dar. Supervision lässt sich einerseits als Teil der Modernisierung von allem sozialer Professionen im Sinne einer Modernisierung klinischer Praxis verstehen. In diesem Verständnis werden vor allem klinische Diagnosen, auch Psychoanalyse, dazu benutzt, Verhaltensweisen, Probleme, Konflikte und Beziehungsstörungen in den Feldern soziale Arbeit, Schule, Berufshilfe, Pflege und Gesundheit auf der Basis von zumeist frühkindlichen Erfahrungen und Verhaltensmustern zu interpretieren. Hier haben sich neben den individualpsychologischen Deutungen auch Verstehenszugänge über die Familiendynamik, die Entwicklungsaufgaben und die Gruppe bzw. Organisation platziert. Die klinischen Deutungsfolien werden dabei sowohl auf Klientele als auch auf Beschäftigte angewendet. Verstehen und Empathie können aber auch in Richtung von mehr Anerkennung, Demokratie, mehr interkulturellem Verständnis oder mehr Gleichheit und Emanzipation genutzt und angewendet werden. Verstehen

Technologien der Seelen- und Gewissensführung wie Foucault 1984 schrieb, bildet die trivialisierte Therapie einen Übergang zwischen der älteren Pastoralmacht und der neuen Gouvernamentalität.

ist deshalb nicht genuin ethische Praxis, sondern muss durch eine ethische Fundierung – den Kontrakt in der Supervision, quasi gerahmt werden.

Umgekehrt: Wenn ich etwas verfügbar machen will, muss ich es verstehen. Dieser Moment, wir würden mit Foucault sagen, der Moment der Gouvernamentalität, steckt nun in jeder Beratung und Supervision. Es kommt dementsprechend auf die Absicht, das Interesse an und dies wird eben im Kontrakt niedergelegt. Mitte der 1990er Jahre hat Hermann Steinkamp die Kolonialisierung in Lateinamerika auch auf die Fähigkeit der Eroberer zurückgeführt, die Menschen, die sie erobern bzw. beherrschen wollten, zu verstehen.

Noch einmal: Während im ersteren Verständnis von Supervision zumeist sozialisationsbedingte Probleme bei Klienten gesehen werden, die sich im Beziehungsraum zwischen Professionen und Klienten oder in der Organisation als besondere, teils unbewusste Dynamik und Störung fortsetzen, hat die Kritische Erziehungswissenschaft angenommen, dass den Entscheidungen und Haltungen der Professionen, die sich zumeist selbst als ethisch und moralisch verstehen, eine strukturelle Normativität, ein Normalismus innewohnt, den Klient*innen als gewaltförmig erleben⁸.

Die hier vorgetragenen Gedanken gehören im Studium zum Basismodul 2 und sind hier im Kontext des Studienbriefs Beratungswissenschaft wichtig. Wie konnte es, so fragt man sich, zu einer solchen Verkehrung von verstehenden Theorien und Methoden, wie die personenzentrierte Gesprächsführung nach Rogers, wie die Themenzentrierte Interaktion, wie die Soziometrie nach Moreno und viele weitere kommen? Die Antwort lautet, dass sowohl die bürokratische als auch ökonomische Funktionalisierung dieser Methoden dazu geführt haben, dass sich eigentlich ethische Theorien, die für mehr Humanität, Anerkennung und Gerechtigkeit sorgen können, für andere Zwecke verwendet wurden.

Als professionelles Gegenmodell gegen die Klientelifizierung ist deshalb der Dreiecksvertrag, das supervisorische Setting, das heißt die Konzipierung von Supervision als demokratischem Verhandlungsraum begründet worden. Einiges zu diesem rechtsstaatlichen

⁸ Vgl. hierzu die Studie von Gerda Kasakos (1980), die gerade die Therapeutisierung der sozialpädagogischen Beratung in der amtlichen Jugendhilfe als widersprüchliche Praxis voller Fallen beschreibt und damit zum ersten Mal eine wenig beachtete, gleichwohl aufschlussreiche Rekonstruktion von Beratung vorgelegt hat.

Verständnis der Fundierung des Supervisionskontraktes und des supervisorischen Beziehungsraumes wurde von Louis Lowy und möglicherweise auch von Cora Baltussen entwickelt. Supervision wurde zu einem Beratungsformat, das zwar auch deutlich mit verstehenden und interpretativen psychologischen Methoden arbeitete, gleichzeitig aber wurde der demokratische Moment durch die Gruppendynamik im Sinne Lewins und durch eine strikt rechtsstaatliche Grundlegung bestimmt. Was das für den Supervisor/die Supervisorin bedeutet, hat Leuschner in einem Essay von 2007 über das Verhältnis von Voltaire und Friedrich dem Großen, über Aufklärung und politische Macht beschrieben. Aufklärung heißt hier nicht, wie Hans Bude und Enno Schmitz (1989) es in ihrer Beratungskritik im Rahmen der Verwendungsforschung unterstellt haben, eine pastorale oder gouvernementale Neuinterpretation von Interessenskonflikten mit Hilfe der Psychologie, sondern die Schaffung eines kommunikativen Möglichkeitsraumes für den Ausgleich von Interessen und die Entwicklung von Konsensen und Kompromissen im Arbeitsleben. Das ist das supervisorische Setting und das bedeutet, dass der Supervisor/die Supervisorin, Leiter*in des Settings sein muss, will sie ihre Funktion wahrnehmen. Er/sie verantwortet diesen Möglichkeitsraum, seine Grenzen und seinen Rahmen.

Die Kritik an der Supervision – trivialisierte Therapie, Gouvernementalität oder auch Psychoboom war 2010, als wir hier in Bielefeld begonnen haben, 50 Jahre alt, und es galt, Supervision weiterhin reflexiv zu vertreten. Ein neues Wissenssystem musste also entwickelt und zum alten System in Beziehung gesetzt werden. Nicht mehr klinisch verstehen, sondern sozialwissenschaftlich, war dabei ein wichtiger Kompass. Hilfreich war es hier, dass sich vor allem dem Feld der Psychoanalyse wichtige Entwicklungen aufgetan hatten und hier das Normalismusedilemma selbst gesehen wurde. Neben die alte Triebpsychologie konnte sich die Ich-Psychologie, die Objektbeziehungstheorie und schließlich Bindungs- und Traumatheorie platzieren, die in Verbindung mit Sozialtheorien anschlussfähig sind an eine reflexive Supervision. Angeboten haben sich weiterhin im Sinne einer Kritischen Erziehungswissenschaft mit hohen Passungen an die Philosophie der Anerkennung als besondere ethische Praxis von Beratung in der Arbeitswelt die qualitativen Forschungsmethoden, die sich verstehend und erkennend in den letzten 30 Jahren geradezu bahnbrechend entwickeln konnten. So konnten wir neben die Arbeit mit dem Rolleset, also die Anwendung einer interaktionistischen Rollentheorie, die Habitusermeneutik als supervisorische Methode fruchtbar machen. Eine Doktorarbeit von 2010, die

von Regina Heimann verfasst wurde, hat hier den Weg geebnet. Rolle-Personenkonflikte habitustheoretisch zu reflektieren, hat aus der Familienschelte, vor allem der Mutter-schelte, die der Psychoboom mit sich brachte, herausgeführt. Probleme bei der Aneignung einer Rolle können mit Hilfe des Habitus und der Theorie zu den Kapitalsorten eines Feldes wesentlich rationaler nachvollzogen werden. Die enormen Fortschritte in der Biografie-forschung, hier sei zunächst Gabriele Rosenthal (1995) und ihre gestaltheoretische Betrachtung von Lebensverläufen und Lebenserzählungen erwähnt, hat uns sehr geholfen, Supervisanden in größeren Nöten über ihre Biografie ganzheitlicher zu verstehen. Rosenthals Anleitungen zum Führen biografischer Gespräche und zur Interpretation sind zwar aufwendig, im Rahmen eines Studiums können sie aber einmal durchgeführt werden. Ansonsten gilt, keine Einzelsupervision ohne Erhebung der Lebensgeschichte als ganzheitliche Erzählung. „Ich habe mir angewöhnt, in jeder Einzelsupervision ein biografisches Gespräch am Anfang zu führen“ – das sagte mir kürzlich eine Studentin, die nach einer fertigen SV-Ausbildung als Teilstudentin zu uns kam. Gut so. Man kann nicht immer den Aufwand betreiben, nach Rosenthal auszuwerten, aber einen Zeitverlauf zu rekonstruieren und Schlüsselszenen genauso wie kognitive Deutungsmuster zu systematisieren, diese habitustheoretisch zu interpretieren und mit seinen Supervisanden zu erörtern, verlebendigt die Supervision, stärkt das Arbeitsbündnis und macht Berufsprobleme, Berufskrisen und Berufskonflikte verstehbarer und den Beratungsprozess fruchtbar.

Für schwierige Supervisionen und Fallverläufe kommt die Berücksichtigung des Ansatzes von Fritz Schütze und seiner „Prozessstrukturen des Lebenslaufes“ hinzu. Der Erfolg oder auch das Scheitern an Entwicklungsaufgaben, vorher ein Thema der Ich-Psychologie in der Tradition Eriksons, wird z. B. bei Schütze (1981, 2006) als Spannung zwischen den Erwartungen und Wünschen im Feld von Familien in Bezug auf den Lebensverlauf und die normativen/normalistischen Entscheidungen von Professionen aufgedeckt. So stehen Professionen an jeder Entwicklungsaufgabe, an jedem biografischen Wendepunkt bereit und entscheiden mittels Diagnosen und Begutachtungen darüber, ob es „normal“ weiter geht oder nicht. Karrieren nehmen hier ihren Anfang, wie Schütze dies rekonstruieren konnte und Fälle entstehen. Große soziale Distanz und Misstrauen in als fremd erlebte Institutionen führen dann zu Handlungsschemata auch in der Lebenswelt, die Konflikte polarisieren und Ausschlüsse begünstigen. Dass „der Fall in der Akte verschwindet“ ist ein weiteres Phänomen, welches Schütze beschreiben konnte. Es bedeutet,

dass mit zunehmender Zeit die Bearbeitung von Fällen immer brüchiger, formaler, weniger professionell und stereotyper wird, bis es zu den sogenannten primitiven Klassifikationen kommt. Im Studiengang haben wir deshalb die Fallsupervision neu bestimmt. Nicht mehr nur die übliche Anwendung der Balintmethode ist für die Erkenntnis des Latenten relevant, um Fallstrukturen und Fallentwicklungen besser nachzuvollziehen und Fälle noch einmal anders zu verlebendigen. Mit Schützes Ansatz lassen sich Fälle mehrgestaltig verstehen. Ein Zeitstrahl zu den Verläufen und Ereignissen bildet zusammen mit der psychoanalytischen und sozialwissenschaftlichen Interpretation einen komplexen Zugang, ebenso wie für das Verstehen von Teams sowohl die Anwendung der Interaktionsanalyse der Soziometrie und des Gruppenunbewussten bedeutsam ist. Der Studiengang hat die Psychoanalyse deshalb in einen sozialtheoretischen Kontext gestellt, mit dem Ziel, aus dem Therapeutisierungsdilemma herauszukommen, ohne das Verstehen durch das Messen oder die Beobachtung ersetzen zu wollen.

Schließlich sind Organisationsethik, ethische Fallbesprechung, geschlechter- und kultursensible Supervision Zukunftsprojekte, die auf der Agenda stehen und auf eine differenzierte Konzipierung warten.

Literatur

- Borowski, P. (1998): Sozilliberale Koalition und innere Reform. In: Zeiten des Wandels. Informationen zur politischen Bildung, Heft 258. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 30-48.
- Bude, H., Otto, C. & Schmitz, E. (1989): Beratung als Praxisform »angewandter« Aufklärung. In: Beck, U. & Bonß, W. (Hrsg.): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 122-148.
- Bude, H. (1988): Beratung als trivialisierte Therapie. In: Zeitschrift für Pädagogik, 34(3), S. 369-380.
- Großmaß, R. (2000): Psychische Krisen und sozialer Raum: eine Sozialphänomenologie psychosozialer Beratung. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Frommann, A. (2008): Menschlichkeit als Methode. Mössingen: Talheimer Verlag.
- Gröning, K. (2016): Sozialwissenschaftlich fundierte Beratung in Pädagogik, Supervision und sozialer Arbeit. Gießen: Psychosozial Verlag.
- Halmos, P. (1972): Beichtväter des zwanzigsten Jahrhunderts. Zürich: Theologischer Verlag.
- Heimann, R. (2009): Barrieren in der Weiterbildung, Habitus als Grundlage von Karriereentscheidungen. Dissertation. Marburg: Tectum-Verlag
- Honneth, A. (1994): Der Kampf um Anerkennung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Junker, H. (1978): Das Beratungsgespräch. München: Kösel-Verlag.
- Kasakos, G. (1980): Familienfürsorge zwischen Beratung und Zwang. München: Juventa.
- Leuschner, G. (2007): Supervision – eine Kunst der Beziehung. In: Supervision. Nr. 2/2007, S. 14-22.
- Maasen, S. (2011): Das beratene Selbst. In: Maasen, S; Elberfeld, J.; Eitler, P. & Tändler, M. (Hrsg.): Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den »langen« Siebzigern. Eine Perspektivierung. Bielefeld: Transcript-Verlag, S. 7-35.
- Sprey, T. (1968): Beraten und Ratgeben in der Erziehung. Zur Differenzierung einer pädagogischen Handlungsform. Weinheim, Berlin und Basel: Beltz-Verlag.
- Steinkamp, H. (1999): Die sanfte Macht der Hirten. Die Bedeutung Michel Foucaults für die Theologie. Mainz: Grünewald-Verlag.

Tim Emmerling

Der Sinn hinter dem Scheitern – Fritz Schützes hermeneutische Fallanalyse und die Verlaufskurve des Erleidens

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag erläutert das Konzept der Fallanalyse von Fritz Schütze und begründet, warum das Konzept in der Praxis sozialer Dienstleistungsarbeit notwendig zur Methode von Fallarbeit und Fallbesprechungen gehört. Dabei wird zum einen die umfassende empirische Forschung von Schütze gewürdigt und seine Erkenntnis hierzu erläutert. Stichworte wie Verlaufskurvenpotenzial, Handlungsparadoxien, Antinomien im professionellen Handeln werden erklärt und differenziert dargestellt. Ermöglicht werden soll, sich das Konzept der Fallanalyse anzueignen und in die eigene Praxis zu integrieren.

Einleitung

Neben Ulrich Oevermann hat sich ebenfalls Fritz Schütze intensiv mit der methodologischen Begründung von sozialer Dienstleistungsarbeit befasst. Sein Ansatz ist für Beratung und Supervision hinsichtlich des Professionalisierungs- und Begründungsbedarfs gleich wichtig. Schütze schlägt die hermeneutische Fallanalyse als Methode vor, sich in der professionellen Praxis mit den tieferen Sinnschichten eines Falls zu beschäftigen. Die Fallanalyse als Methode der qualitativen Sozialforschung beschäftigt sich etwa mit transkribierten Interviews, die sequenziert werden und bei dem sich sukzessive ein sogenannter „Dokumentsinn“ offenbart. Sich in dieser Methode zu üben, bringt Professionelle in der Praxis dazu, dem Fallverstehen schneller auf den Grund zu kommen. Schütze ist durch die Fallanalyse in der Biographieforschung auf die Prozessstrukturen der sog. Verlaufskurve des Erleidens (Karrieren) gestoßen. Verlaufskurven im Sinne von „Karrieren“ entstehen, wenn Personen ihre biografischen Erwartungen im Rahmen bestehender Institutionen nicht erfolgreich erfüllen können und zweitens auf die Ordnungsversuche der

Institutionen mit ganz eigenen, „wilden“ Handlungsschemata reagieren. So verfestigen sich negative Erfahrungen in der Biographie eines Menschen und Betroffene beginnen mit immer gleichen Handlungsmustern Antworten auf institutionelle Entscheidungen zu provozieren, die ihnen ihrer Meinung nach einen biografischen Erfolg verwehren. Ein Teufelskreis entsteht.

Schützes Fallanalyse und die Methode der Rekonstruktion von Verlaufskurven könnten ein supervisorisches Schlüsselkonzept sein, um zu einem tieferen Fallverstehen insbesondere im Hinblick auf Verläufe zu kommen. Somit hilft die Fallanalyse vor allem in Verbindung mit der objektiven Hermeneutik der professionellen Supervision – und zwar dann, wenn etwas nicht verstanden wird und sich auch mit Deutungskunst und der Anwendung des Supervisionswissens nicht erschließt. Das Fallverstehen zu vergrößern, passt zudem zum Anspruch der Supervision als gelebte Aufklärung einer zwar nicht erreichbaren, aber zumindest größtmöglichen Objektivität, an einen Fall heranzutreten. Dabei kann es zu dem Bildungsmoment kommen, das in der supervisorischen Praxis eine gute Beratung ausmacht. Die tieferen Sinnschichten ihres Handelns sind den Klienten eher verborgen und die Zusammenhänge der eigenen erlebten Geschichte und des zu entschlüsselnden Verhaltens in der eigenen Lebenspraxis könnten einen therapeutischen Effekt bekommen. Klient*innen verstehen sich und ihr Verhalten besser und können aus einer möglichen Verlaufskurve des Erleidens emanzipierter heraustreten.

Fallanalyse und Verlaufskurve in der Sozialen Arbeit

Wie auch Oevermann beschäftigt sich Schütze ausführlich mit dem Feld der Sozialen Arbeit und geht dabei auf die Unterschiede zu anderen Professionen ein. Die Erkenntnisse der Fallanalyse, also das Erfassen von tieferen Sinnschichten, z.B. in (narrativen) Interviews würde nach Schütze dazu führen, bei entsprechend häufiger Anwendung, auch in der Praxis schneller tiefere Sinnschichten erfassen zu lernen. Es ginge darum dem „eigentlichen“ Problem auf die Spur zu kommen (vgl. Schütze 1993: 198). Schütze beschreibt, wie intuitiv die Soziale Arbeit auf diese Weise besser „versteht“, was hinter komplexen Problemlagen und hinter vermeintlich offensichtlichen Lösungen verborgen liegt. Umso wichtiger sei es, dass festgefahrene Strukturen, unter denen Klient*innen oft leiden, aufgedeckt würden.

Eine weitere Art der Professionalisierung heißt nach Schütze eine Fehlerreflexionskultur zu finden. Schütze bezieht sich in seinem Aufsatz „Sozialarbeit als professionelles Handeln auf der Basis von Fallanalyse“ (2015) darauf, dass gerade die Soziale Arbeit in der Fallanalyse besonders gut sei. Ein plausibler Grund für diesen Umstand ist ihr kritischer Umgang mit der eigenen Praxis. Durch den Einsatz etwa von Fallbesprechungen, Supervision oder Balint-Gruppen sei sie den klassischen Professionen weit überlegen, obwohl sie „nur“ eine Profession und keine wissenschaftliche Disziplin sei (Schütze 2015: 304). Durch dieses Selbstverständnis zur obligatorischen Selbstanalyse der eigenen professionellen Praxis wird sie gegenüber der „stolzen“ Professionen (Medizin, Jurisprudenz) geädelt (vgl. ebd.). Diese Professionen zusammen mit den Fundierungsdisziplinen der Sozialen Arbeit, wie die Pädagogik, Psychotherapieforschung, Psychologie und Soziologie, sorgen dafür, dass die Soziale Arbeit ohne eigenes wissenschaftliches Analysepotenzial als Disziplin unmündig bleibt (vgl. ebd.). Um dieser Unmündigkeit entgegenzuwirken, schlägt Schütze vor, mithilfe der Fallanalyse (vgl. ebd.), den tieferen Erkenntnisgewinn aus der sozialarbeiterisch/pädagogischen Praxis für die wissenschaftliche Analyse nutzbar zu machen. Somit wird am Ende des Theorie-Praxis-Austausches die Qualität in die Praxis zurückfließen, was diese dadurch wiederum professionalisiert.

Schütze geht auch in seinem Aufsatz „Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung: eine mögliche Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit?“ (1994), auf die Besonderheit und wichtigen Stellung der Selbstreflexion ein. Er ist überzeugt, dass die Soziale Arbeit eine Abgrenzung zu den Fundierungsdisziplinen leisten kann, weil sie eine wechselseitige Nähe zur hermeneutischen Forschung hat. Wie auch Bourdieu das Verstehen im Forschungsprozess in den Vordergrund stellt, passt diese „Fremdheitshaltung“ den Klient*innen gegenüber, hervorragend zu den hermeneutischen Methoden wie der Fallanalyse in der qualitativen Sozialforschung zusammen (vgl. Schütze 1994: 189).

Fallanalyse – Der Blick hinter den Vorhang

Katharina Gröning fasst in dem Artikel „Fallsupervision als hermeneutische Methode – eine Würdigung der Fallanalyse von Fritz Schütze“ (2016), Fritz Schützes Festvortrag anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Masterstudiengangs Supervision und Beratung

zusammen. Dabei geht es um eine Kritik an der Deprofessionalisierung der sozialarbeiterisch/pädagogischen Praxis. Gröning kritisiert den Umstand, dass professionelle Pädagog*innen nur noch nach Aktenlage entscheiden, ohne vorher die tieferen Bedeutungszusammenhänge über das problematische Verhalten von Klient*innen zu erschließen, mit dem Bild, dass „der Fall in der Akte verschwindet“ (Gröning & Schütze 2016: 2). Diese „glatte Fallbearbeitung“ liegt auch daran, dass Professionelle die ethischen Widersprüchlichkeiten, die Institutionsstrukturen in ihrer Verwaltungslogik erzeugen, immer mehr außer Acht lassen (vgl. ebd.: 4). Wie auch schon Oevermann beschreibt, wird versucht, Widersprüche im Fall aufzulösen (vgl. Twardella 2018: 91), was wiederum zu einer Verflachung der Fallkomplexität und somit zu falschen Entscheidungen führt. Die Akten und nicht mehr die Klient*innen würden bearbeitet und dabei würden die in der Akte festgeschriebenen Diagnosen oder früheren Einschätzungen nicht mehr hinterfragt. Die Lebenswelt und etwaige Veränderungen im Leben der Klient*innen würden nicht mehr berücksichtigt und somit entstehe ein Ungleichgewicht zwischen der „für das System passend gemachten Akte“ und dem tatsächlichen Lebenslauf (vgl. Gröning, Schütze 2016: 5). Um diese primitiven Klassifikationen zu vermeiden, schlägt Schütze die Alternative in Form seiner Fallanalyse vor und nennt folgende Prüfkriterien bzw. Untersuchungsprinzipien. Es gilt:

- „Soziale und biografische Prozesse, die sowohl den einzelnen Fall, als auch Merkmale der Lebenslagen der sozialen Gruppe, umfassen sollen,
- Ethnografische Gewinnung von Informationen und Interpretation. Hierzu sind Erzählungen notwendig,
- Soziale Rahmung der Erkenntnisse im Kontext von Theorien,
- Handlungsbezug und Erfahrungs- bzw. Erlebnisperspektive, um den Fall weiter zu bringen.“ (ebd.)

Für die professionelle Praxis hieße dies, dass jeder Fall als Einzelfall betrachtet werden müsse. Außerdem sei es wichtig, den Habitus des Milieus in dem sich Klient*innen befinden zu berücksichtigen. Es gilt jene Werte- und Handlungsstrukturen, welche in diesen Milieus vorliegen, ernst zu nehmen. Naheliegend, jedoch durch die Aktenbearbeitung vernachlässigt worden, ist das Sprechen *mit* den Klient*innen. Es gilt die direkten Erzählungen, Informationen und Klient*innen-Interpretationen der eigenen Geschichte zu erfahren. Danach sollten die Erkenntnisse durch wissenschaftliche Theorien untermauert werden. Zuletzt müsse der Fall wieder anschlussfähig an die Lebenswelt und in die persönlichen Narrative der Klient*innen gemacht werden.

Gröning und Schütze machen folgende Grundspannungen für die mögliche Fallsupervision aus, wenn „der Fall in der Akte verschwindet“. Zum einen beschreibt sie, dass je höher der Rang der Professionellen sei, desto mehr Distanz bestehe zwischen der Eigenen und der Lebenswelt der Klient*innen (vgl. ebd.: 6). Das gleiche bestätigt auch Bourdieu und erklärt, dass dadurch kein Verstehen entstehen kann, weil kein Vertrauen vorherrscht (vgl. Bourdieu 2005 FN4: 379).

Eine weitere Dimension der Grundspannung zwischen System und Lebenswelt bezieht Gröning auf die unterschiedlichen Prioritäten der Informationen in der Kommunikation zwischen Klient*innen und Professionellen. Die Narrative der Klient*innen sind an ihrer Lebenswelt orientiert und die Professionellen interessieren sich für die Informationen, die für ihre „Anamnese“, also für das System brauchbar sind und hineinpassen. Das Gespräch wird somit unter ökonomischen Gesichtspunkten aus der Perspektive der Professionellen betrachtet, und scheinbar überflüssige Informationen werden in der Akte geglättet (vgl. Gröning, Schütze 2016: 6). Die „effiziente“ Herangehensweise führt in der Akte zu einer schnellen Stereotypenbildung, was wiederum zu Fehleinschätzungen führt und den weiteren Verlauf prägt, da eine Einschätzung, die in der Akte festgeschrieben wird, wirkungsmächtig ist (vgl. Gröning & Schütze 2016: 6). Zudem wird die Akte im Zeitverlauf immer länger. Selten wird dabei auf die „Aktenkohärenz“ geachtet. Widersprüche werden nicht aufgedeckt und die Frage entsteht, wer eigentlich zuständig ist, die Aktenkohärenz wieder herzustellen (vgl. ebd.).

Schütze erklärt vier Dimensionen einer professionellen Falleinschätzung, indem *Erstens* eine Diagnose im Fall hinterlegt und begründet wird. *Zweitens* werden die Ressourcen der Klient*innen wie etwa die Compliance, die Einsicht und der Kooperativität durch die Professionellen eingeschätzt. *Drittens* wird eine Typisierung (schlechterdings eine primitive Klassifikation) vorgenommen, welche auch ethnisch oder sozial begründet werden kann (vgl. ebd.: 6f.). An diesem Punkt bestünde die Chance aus soziologischer Sicht für eine fundierte habituelle Analyse des Milieus der Klient*innen und die Rahmung der entsprechenden Verhaltensweisen angemessen zu analysieren, um ein tieferes Fallverständnis zu ermöglichen. Daraus folgt laut Schütze *Viertens* die Kategorisierung der sozialen Bedingungen für die Compliance, bzw. Nicht-Compliance (vgl. ebd.). Gerade durch dieses feste Schema beschreibt Schütze das Risiko den Fall zu verlieren, als strukturelles Risiko während der Klassifikation (vgl. ebd.: 8). Spätestens hier sollte klar sein, dass das

Auflösen von Antinomien zugunsten der Akte, so wichtig sie etwa zur juristischen Kontrolle auch sei, der Logik der Professionen und des professionellen handeln entgegensteht. Das Arbeitsbündnis gerät in Gefahr.

In Bezug auf die Handlungsspannungen, die zwischen dem aktengerechten Verhalten und lebensweltgerechten Verhalten bei den Professionellen entstehen, beschreibt Gröning weiter, dass es erstens immer um die Grundspannung zwischen Akte und Person geht, eine Spannung, die die Supervision aufnehmen müsse. Zweitens beschreibt sie, dass jedes Handeln Distinktion sei und somit immer von Wertungs- und Schamdynamiken geprägt ist. Drittens gehe es auch darum, dass die organisatorischen äußeren Bedingungen der professionellen Arbeit dazu führen könne, dass Kompromisse zu Lasten der Klient*innen dazu führen, dass Spannungen entstehen. Diese Spannungen würden in der Fallarbeit nach Schütze allerdings zu Tage kommen und könnten somit produktive Paradoxien verdeutlichen (vgl. ebd.). Diese Fallsupervision kann, so kritisiert Gröning, nicht durch ähnliche Formate wie etwa der kollegialen Beratung, ersetzt werden, weil diese die tieferen Sinnstrukturen des Falles nicht aufdecken und als Ergebnis somit das Ordnungshandeln der Institution unreflektiert reproduzierten (vgl. ebd.). Die tiefere Bedeutung des Falls muss am Ende aus dem „common sense“ (oder der doxa wie Bourdieu sie nennt) der Klient*innen entspringen und nicht der Verwaltungslogik der Institution und deren sozialen Feldes (vgl. ebd.: 9). Der Unterschied zwischen erzähltem und dokumentiertem Fall verdeutlichen die Erfahrungsbegrenzungen der Fallbearbeitenden. Diese würdigen die „feinen Unterschiede“ und das Verstehen von Professionellen, die sich die Zeit für die gründliche Fallanalyse nehmen (vgl. ebd.).

Das Konzept der Fallanalyse

Als wissenschaftlich fundierte Fallanalyse (der qualitativen Sozialforschung zugerechnet) wird die dokumentarische Methode im Sinne des hermeneutischen Zirkels verwendet, um durch Sequenzierung einen zusammenhängenden Dokumentsinn zu erschließen. Der Dokumentsinn⁹ ist die Hauptidee, die am Ende des Prozesses steht. Durch das

⁹ Karl Mannheim (1921) hat dabei die Grundlage für die Fallanalyse mit Hilfe der Arbeit an professionellen Interpretationsprozessen gelegt, in denen er drei unterschiedlich tiefe Sinnschichten herausarbeitete. Mit Hilfe einer konstruierten Situation, in der zwei Freunde spazieren gehen und der Eine, einem am Straßenrand sitzenden Bettler ein Almosen gibt, versucht er die Sinnschichten zu beschreiben. Mit dem Objektsinn

Aufspüren des Dokumentsinns werden seine Wirkmächtigkeit in der Ausgestaltung sozialer Interaktionen und auch institutionelle Paradoxien und der Umgang mit den Klient*innen sichtbar (vgl. ebd. FN6: 198).

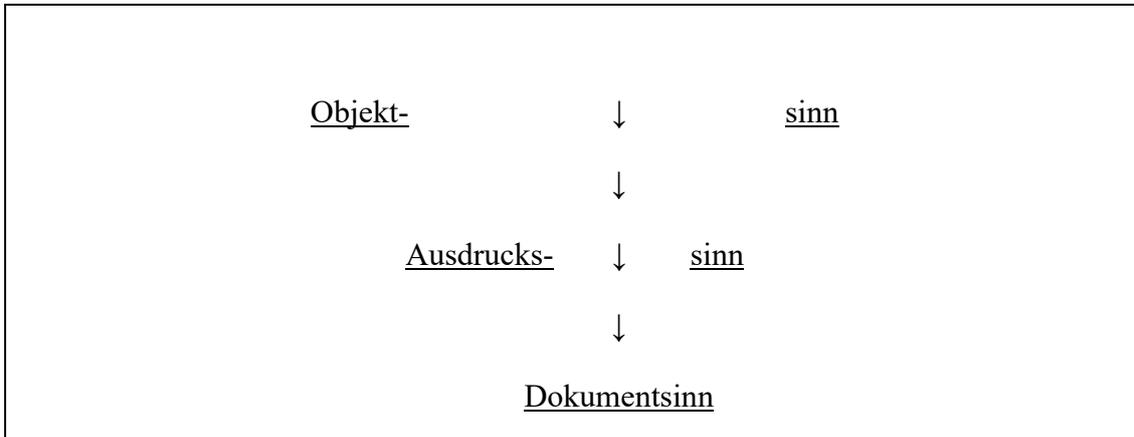


Abb. 4: Durchdringen tieferer Sinnschichten in der Fallanalyse.

Um in der Fallanalyse den Dokumentsinn zu finden, kommt es auf die Sequenzialität an, denn je mehr Teilsequenzen sich mit den gleichen Interpretationsmustern lesen lassen, desto wahrscheinlicher ist man dem Dokumentsinn auf das Spur, und findet dadurch die „Wahrheit“ hinter der Situation. Ergänzend zu den Untersuchungsprinzipien (a – l) der Fallanalyse, welche Katharina Gröning (2016) bereits zusammengefasst hat (s.o.), wären vier Punkte zu nennen:

„(d) Die Analyse hat sich immer zentral auf die Erfahrungen, Befindlichkeiten und Veränderungen der handelnden und/oder erleidenden Subjekte zu beziehen.[...]“

(g) [...] Sie kommen dann statt dessen in ihren tieferen Bedeutungsschichten (in ihrem »Dokumentsinn«) in den unbeachtet-automatischen Darstellungsformen und Symptomatiken der kommunikativen Kundgaben zum Ausdruck. [...]

(h) Dennoch muss jede interpretative Analyse zunächst von den intendierten Aussagegehalten des Akteurs bzw. Informanten ausgehen, denn dieser ist ein Experte seiner selbst und seiner Lebenssituation, und in der Regel will er seine Interaktionspartner und den Forscher nicht täuschen. [...]

l) Die bei der notwendigen Abkürzung von expliziten Forschungsverfahren zu intuitiv anwendbaren Erkundungsverfahren in der sozialarbeiterischen Handlungspraxis auftre-

ist die von außen betrachtete offensichtlichste Interpretation einer Situation gemeint, was in dem Beispiel eine Hilfeleistung von dem einen Menschen, dem Bettler gegenüber zu interpretieren ist. Beim Ausdrucks-sinn geht es um die subjektive Intention des Helfenden, welche als Mitleid, dem Bettler gegenüber zu interpretieren sei. Beim Dokumentsinn erklärt Mannheim, dass der Helfende dem Bettler nur deshalb Almosen gibt, weil er seinem Freund, der dabei steht, das Mitleid vorheuchelt, ihm diese Geste allerdings selbst nicht bewusst sei.

tenden Vereinfachungs-, Typologierungs- und Technologisierungsfehler müssen systematisch morphologiewissenschaftlich, aber auch interdisziplinär-grundlagentheoretisch erforscht und reflektiert werden.“ (Schütze 1993: 208-212).

Im letzten Prinzip macht Schütze allerdings auch die Grenzen und Fehlerquellen eines voreilig „gefundenen“ Dokumentsinnes aufmerksam, denn die Erfahrung, dass sich Sinninterpretationen in der Sequenzierung wiederholen, ist noch kein Beleg dafür, dass diese auch auf „die Wahrheit“ deuten. Hermeneutische Erkenntnisse müssen dazu noch behutsam kommuniziert werden, um nicht in die Bevormundungsfalle zu geraten (vgl. ebd.). Schütze schließt seinen Aufsatz mit einem Plädoyer für die Fallanalyse, indem er die Bedeutung für die Praxis der Sozialen Arbeit hervorhebt. Sowohl die Sensibilität für Handlungsprobleme und -chancen als auch der deutlich vertiefende Blick in den Fall selbst werden gesteigert (vgl. ebd.: 218). Professionalisierung von (sozial-)pädagogischer Praxis gelingt also nur, wenn (wissenschaftliche) Befunde reflektiert werden und die gewonnenen Erkenntnisse in Form von dadurch neu gewonnenen sozialwissenschaftlichen Theorien wieder zurück in die Praxis fließen. Es wäre denkbar für die pädagogische Praxis in der Schule einen ähnlichen Ansatz für die wissenschaftliche Fundierung der Alltagspraxis zu etablieren.

Verlaufskurven – vom Schicksal geschlagen

Schütze beschreibt die Verlaufskurve als krisenhaften Prozess, der sich immer weiter in eine Identitätskrise hinein entwickelt, die mit einer „Opfer-Haltung“ verbunden ist und am Ende zu einer depressiv-lethargischen Selbstaufgabe führt. Er definiert diese Identitätskrise als anfängliche Irritation über das eigene Verhalten und den fortschreitenden Verlust von Resilienz. Von ursprünglich krisenhaften Ereignissen ausgehend, wird die sich verändernde Haltung zum Selbst als noch unerträglicher erlebt, und die Belastung der sozialen Beziehungen tragen dazu bei, dass sich die Krise nur noch mehr vertieft. Der drohende und im Verlauf eintreffende Bruch mit diesen zunächst noch tragenden Sozialbeziehungen endet meist in Selbstauflösungsgefühlen und Betroffene verlieren jedes Bewusstsein dafür, noch irgendetwas an ihrer Situation selbst ändern zu können, also verweilen sie in der Passivität (vgl. ebd.: 213).

Schütze stellt ein Ablaufmodell für die beschriebenen Verlaufskurvenprozesse folgendermaßen dar (vgl. Abb. 5):

- Bedingung für den „circulus vitiosus“ der Verlaufskurve ist, dass zumeist allmählich das Verlaufskurvenpotential aufgebaut wird.
- Als nächstes treten plötzliche Grenzüberschreitungen des Wirksamwerdens vom Verlaufskurvenpotenzial, zusammen mit Erfahrungen des Schocks und der Desorientierung, auf.
- Um sich von den Schocks zu erholen, wird zur Alltagsbewältigung versucht ein labiles Gleichgewicht aufrecht zu erhalten.
- Es folgt die Destabilisierung durch die „kumulierte Unordnung“ unterschiedlichster Problemlagen, die sich durch die Konzentration auf die Alltagsbewältigung, mit der Zeit angehäuft hat.
- Es kommt zum Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung, was mit der Unfähigkeit einhergeht, die Sozialbeziehungen aufrecht zu erhalten, da man diesen nun mit Ablehnung entgegentritt und somit Hoffnungslosigkeit entsteht.
- Man hat den Tiefpunkt erreicht und es beginnen erste Versuche der theoretischen Verarbeitung des Orientierungszusammenbruchs und der Verlaufskurve. Das „Warum“ wird wichtig.
- Es folgen praktische Versuche der Bearbeitung und Kontrolle über die Verlaufskurve und die Befreiung von ihr (vgl. Schütze 2006: 215f.; 230).

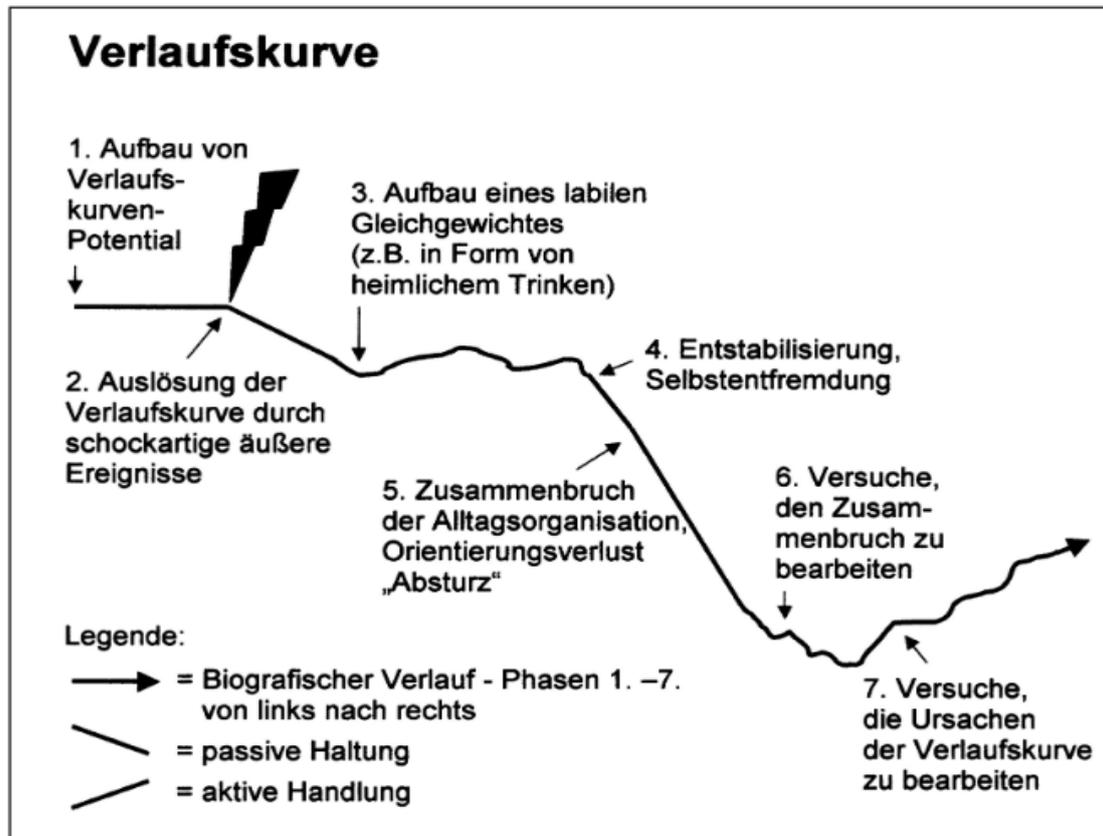


Abb. 5: Darstellung einer Erleidensverlaufskurve nach Fritz Schütze (Engelmeyer 2005: 13)

Anhand des Beispiels einer vordergründigen „Alkoholismus-Verlaufskurve“ beschreibt Schütze die Mechanismen wie aus einem jungen Mann in den 1940er Jahren mit einer vielversprechenden Karriere, eine Verlaufskurve des Erleidens entstanden ist. Ausgelöst worden ist sie durch das kollektive Desaster Nazideutschlands samt Kriegserfahrungen, die dem Protagonisten Hermann dieses Schicksal bescherte. Im Laufe der Beobachtungen und durch das Ergründen des Dokumentsinns wird deutlich, dass Hermann zunächst einen positiven Wandlungsprozess eingegangen ist, bei dem am Ende der Traum stand, Künstler zu werden (vgl. Schütze 2006: 218f.). Dieser positive Wandlungsprozess führte zu einem Einschnitt in Hermanns Leben. Er musste seinen Traum loslassen und ging arbeiten, um seine Schwester und seine Mutter finanziell zu versorgen. Dieser Einschnitt nahm traumatische Züge an und es kam in seinem Alltag immer wieder zu einer Reinszenierung, die er sogar verbal als diffuses Leiden, unbefriedigten Hunger oder auch Ekel äußern konnte (vgl. ebd.: 219). Von dort an war das Ende des Verlaufskurvenpotentials abzusehen, sodass er später im exzessiven Alkoholismus endete (vgl. ebd.). Während des

Beispiels veranschaulicht Schütze exemplarisch das Ablaufmodell des Verlaufskurvenprozesses. Vom labilen Gleichgewicht, entwickelt Herrmann systematische Fallensituationen, wobei sich die Erleidenskurve in andere Problembereiche seines Lebens transformiert und es schließlich zu einem absoluten Orientierungszusammenbruch kommt (vgl. ebd.: 220f.). Im Laufe der Forschung an Hermanns Geschichte wird am Dokumentsinn deutlich, dass nicht der Alkoholismus die primäre Verlaufskurve repräsentierte. Es war die Verhinderung seines Wandlungsprozess Künstler zu werden, bei dem die „Ich-Werdung“ und seine Berufung bzw. Selbstverwirklichung verhindert wurde (vgl. ebd.).

An Hermanns Beispiel wird auch das Gegenteil der Verlaufskurve, also der positive Wandlungsprozess deutlich und die Möglichkeit, wie sein Leben hätte verlaufen können (vgl. ebd.). Schütze beschreibt, dass das Besondere an Hermanns Lage auch mit kollektiven Verlaufskurven, die mit der Nazizeit und seinen Zeitgenoss*innen zusammenhängen. Dabei werden viele Menschen, die in der Zeit gelebt haben, ähnliche Schicksale bzw. Verlaufskurven erlebt haben, die sie aufgrund der gesamtgesellschaftlichen Lage in Deutschland erleiden mussten (vgl. ebd.). Schütze hält sich dabei an einen Erklärungsversuch von Alexander und Margarete Mitscherlich, die beschreiben, dass die Deutschen aufgrund der kollektiven Verbrechen und Unterlassungen, sich ihrer kollektiven Schuld- und Schamgefühle zunächst nicht stellen konnten und es in den ersten Jahren der Nachkriegszeit keine Möglichkeit gab, diese kollektive Verlaufskurve zu bearbeiten (vgl. ebd.: 228f.).

Zusammenfassend unterteilt Schütze die Verlaufskurvenmechanismen bei der das Verlaufskurvenpotential in andere Lebensbereiche transformiert wird, in drei Arten auf:

- Die „quasi-metaphysische Transformationsebene“ führt zum Bruch des stabilen Weltbildes, es kommt zum allgemeinen Vertrauensverlust und Schütze bezeichnet sie als eine Art „säkularisierter Theodizeeproblematik“.
- Die interaktive Verlaufskurventransformationsebene führt zu Übertragungssituationen bzw. zur Vereinnahmung von Sozialbeziehungen in die Reinszenierung der eigenen Verlaufskurve. Die Umwelt wird zur Rollenübernahme „gezwungen“ und in die persönliche Bewältigung integriert.

- Bei der identitätsverändernden Transformation kommt es zu einer Ich-Aufgabe und der völligen Hingabe unter die Autorität von anderen, welche die innere Befindlichkeit und die eigene Lebenssituation zu deuten übernehmen (vgl. ebd. 230f.).

Schütze spricht am Ende noch von der Gefahr, die davon ausgeht, wenn Menschen, die in der Verlaufskurve gefangen sind, sich als Opfer stilisieren (lassen), was im Prozess der Selbstbildschädigung und dem Gefühl Recht oder Angst zu haben, Gewalt gegen andere legitimere (vgl. ebd.: 231).

Er erklärt seine Intention, das Verlaufskurvenphänomen diene der Möglichkeit sich einer „zerbrechlichkeits- bzw. fragilitätsbewusste Haltung“ bewusst zu machen und das tatsächliche Leiden an Lebenssituationen nicht als unreif zu entwerten, sondern es ernst zu nehmen (vgl. ebd.: 232).

Hauptsächlich orientiert sich Schütze am pädagogischen Dilemma (s.o.), was man auch als Abhängigkeitsparadoxon oder verbreiteter als „Hilfe zur Selbsthilfe“ kennt (vgl. Schütze 2000: 50). Er beschreibt, dass es im Zuge des soziotechnischen Wandels immer schwerer fällt, zulässige Fehler im professionellen Handeln von unzulässigen Kunstfehlern zu unterscheiden (vgl. ebd.: 51). Hierbei kommen die, wie bereits Oevermann sie erwähnte (vgl. Twardella 2018: 89; Oevermann 1999), Paradoxien bzw. Antinomien zum Vorschein, welche von den professionellen Akteur*innen nicht umgangen werden dürfen (vgl. Schütze 2000: 51). Schütze stellt dabei eine Liste der Paradoxien professionellen Handelns vor.

1. Das ökonomische Argument: Die Übermacht des Verlaufskurvenpotentials im Fall und die skeptischen Überlegungen zu den hohen gesellschaftlichen und persönlichen Kosten der Fallbearbeitung und den geringen Erfolgsaussichten andererseits“ (ebd.: 79).
2. Besser nur eine formale Bearbeitung: Die Organisation und die Akte werden als notwendiges und erleichterndes Instrument der professionellen Arbeit geschätzt. Die Institution gibt Sicherheit im Rollenhandeln.
3. „Der Fall, der in der Akte verschwindet“ (vgl. Gröning, Schütze 2016: 2). Effizienzgründe verlocken, den Fall schnell abzuarbeiten und mit den durch die Verwaltungslogik vorgegebenen Strukturen zu verkürzen, was wie Schütze es beschreibt, ein unzulässiger Kunstfehler wäre (vgl. Schütze 2000: 79).
4. „Orientierung an der Arbeitsteiligkeit und der Expertenspezialisierung der Problemanalyse und -bearbeitung oder Orientierung am Gesamtarbeitsbogen des professionellen Handelns“ (ebd.)
5. Das Problem der Verantwortung: Soll der Fall nicht an „besser geeignete“ Expert*innen abgegeben werden?

6. Das Dilemma der Routine: Die Aufmerksamkeit im professionellen Handeln geht verloren, es besteht die Gefahr, in eine routinierte Stereotypenbildung zu kommen.
7. Gemeinschaft hat Vorrang: Hoheitsstaatliche Gemeinschaftsaufgaben des Professionellen und die Gefahr der Hintansetzung der Entfaltungsmöglichkeiten des Klienten zugunsten der Wohlfahrt kollektiver Einheiten.
8. „Die Notwendigkeiten der Unbefangenheit des professionellen Handelns und die Gefahr der Ausblendung der eigenen Gestaltungs- und Bedingungsanteile an der Fall- bzw. Projektproblematik, die der Professionelle durch seine Interventionen setzt“ (ebd.: 79).
9. Das letzte Paradoxon enthält die Möglichkeit durch die bisher getätigten Interventionen den Ermessensspielraum für das professionelle Handeln zu verlieren, weil man bereits in eine bestimmte Richtung investiert hat und somit den Fallverlauf manipuliert bzw. gelenkt haben könnte (vgl. ebd.).

Allen Paradoxien liegt die Versuchung zugrunde, dass man sie auflösen möchte, um anschließend zum Tagesgeschäft überzugehen, dennoch bleibt hier auch immer die Gefahr der Deprofessionalisierung bestehen. Machen sich Professionelle dieser Kernproblematiken nicht kontinuierlich und systematisch etwa durch Supervision bewusst, verlieren sie ihren professionellen Anspruch (vgl. ebd.: 89). Also wird die Professionalität durch diese Selbstvergewisserungsinstitutionen weiter erhalten und kann deshalb nicht eingespart werden (vgl. ebd.: 90).

Literatur

- Engelmeyer, E. (2005): Das eigene Leben in die Hand nehmen. Mitglieder der People-First-Bewegung erzählen über Selbstbestimmung von „behinderten“ Menschen. Kassel: kassel university press GmbH
- Gröning, K. & Schütze, F. (2016): Fallsupervision als hermeneutische Methode – eine Würdigung der Fallanalyse von Fritz Schütze. In: Forum Supervision. Heft 47, Jahrgang 24, S. 4-11.
- Oevermann, U. (1999): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A. & Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 70-182.
- Schütze, F. (1993): Die Fallanalyse: zur wissenschaftlichen Fundierung einer klassischen Methode der Sozialen Arbeit. In: Rauschenbach, T.; Ortmann, F. & Karsten, M.-E. (Hrsg.): Der sozialpädagogische Blick: lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit. Weinheim: Juventa Verlag, S. 191-221.
- Schütze, F. (1994): Ethnographie und sozialwissenschaftliche Methoden der Feldforschung: eine mögliche methodische Orientierung in der Ausbildung und Praxis der Sozialen Arbeit?. In: Groddeck, N. & Schumann, M. (Hrsg.): Modernisierung sozialer Arbeit durch Methodenentwicklung und -reflexion. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verl, S. 189-297.
- Schütze, F. (2000). Schwierigkeiten bei der Arbeit und Paradoxien des professionellen Handelns: ein grundlagentheoretischer Aufriß. Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 1(1). Weinheim: Juventa Verlag, S. 49-96.
- Schütze F. (2006): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie.

In: Krüger, H. & Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung (S. 205 – 237). Wiesbaden: Springer VS, S. 205-237.

Schütze, Fritz (2015): Sozialarbeit als professionelles Handeln auf der Basis der Fallanalyse. In: Zeitschrift Neue Praxis 3/2015. Lahnstein: Verlag neue Praxis GmbH, S. 280-308.

Twardella, J. (2018): Pädagogische Unterrichtsforschung und die Professionalisierung des Unterrichtens. In: Müller-Hermann, S.; Becker-Lenz, R.; Busse, S. & Ehlert, G. (Hrsg.): Professionskulturen – Charakteristika unterschiedlicher professioneller Praxen. Wiesbaden: Springer VS, S. 85-106.

Volker Jörn Walpuski

Übergänge

Ein Bericht von der Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Supervision und Coaching e. V. am 11. und 12. November 2022 in Hannover

Übergänge in vielerlei Form charakterisierten die Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Supervision und Coaching e. V. (DGSv) 2022 im hannöverschen Werkhof. Dies betrifft sowohl den Rückblick auf das zurückliegende Geschäftsjahr, in dem die zwei Jahre zuvor in Hannover beschlossene und inzwischen umgesetzte Strukturreform der DGSv mit einem ehrenamtlichen Aufsichtsrat und hauptamtlichen Vorstand umgesetzt wurde (Walpuski 2020). Übergänge bildeten unter dem Titel „Transfercoaching“ auch den Kern von Armin Nassehis Abendvortrag und fanden sich in vielen weiteren Facetten der Versammlung.

Der folgende Bericht über die Mitgliederversammlung gliedert sich deshalb in vier Teile: Einen kurzen Bericht über die formalen Anteile der Versammlung (1), die kurze Vorstellung der mit dem Cora-Baltussen-Förderpreis ausgezeichneten Abschlussarbeiten (2), eine Paraphrase des Vortrags von Armin Nassehi (3) sowie eine kritisch-kommentierende Diskussion des Fishbowls über Führungskräfte in der klinischen Pflege (4).

Rund 75 Anwesende haben den Weg in den Werkhof gefunden, zudem lief ein monodirektionaler Videostream: Weder ist bekannt, wer zuschaut, noch kann interagiert werden. Dennoch ist der Stream ein wichtiges Angebot, die Mehrzahl der DGSv-Mitglieder, die nicht nach Hannover kommen konnten, teilhaben zu lassen.

Formalia, Berichte und Beschlüsse

Nachdem die DGSv-MV 2013 nach einer emotional geführten Diskussion beschlossen hatte, die Regionalgruppen als formale Untergliederung des Vereins aufzulösen und nur noch als freiwillige Zusammenschlüsse zu sehen (Bredemann 2014), will sich der Verband nun wieder »lokalen Netzwerken« annähern und den Kontakt suchen. Ziel sei es,

die DGSv auch als einen lebendigen Verband vor Ort zu gestalten. Ebenso stellt die Zielsetzung, die Supervision wieder stärker in den Blick zu nehmen und mit der veränderten Vision zur »attraktivsten Community für Supervisor*innen« zu werden (und nicht mehr zur „ersten Adresse für Supervision und Coaching in der Arbeitswelt“, siehe Mulkau & Fortmeier 2020: 39; Walpuski 2020), in Ansätzen eine Rückkehr zu früheren Konzepten dar. Geplant ist eine Verstärkung der Öffentlichkeitsarbeit, deren Ausrichtung sich verändern soll: Weniger Medienzulieferung via PR-Agenturen, hin zu mehr eigenem Social-Media-Content.

Hinsichtlich der Dachverbände möchte die DGSv die europäischen Verbindungen stärken und enger mit der *Association of Organisations for Supervision and Coaching in Europe* (ANSE) kooperieren, beispielsweise durch die Einladung der ANSE-Summer School nach Deutschland. Zugleich verabschiedet sich die DGSv wieder aus dem recht jungen Dachverband *Round Table Coaching* (RTC), weil dieser die in ihn gesetzten Erwartungen nicht ausreichend erfüllt (vgl. Walpuski 2019).

Vorstand und Aufsichtsrat erhielten viel Zustimmung und Dank aus dem Plenum für die geleistete Arbeit.

Die erste Entwicklungskommission legte als Ergebnis das Dossier „Exzellente Beratung braucht exzellente Qualifizierung“ (DGSv 2017) vor. Daran schloss in den vergangenen vier Jahren die (zweite) Entwicklungskommission an, die sich mit den beiden Beratungsformaten Supervision und Coaching beschäftigt hat. Sie kontextualisierte die Beratungsformate und betrachtete sie aus den Perspektiven Philosophie/Ethik, Praxis, Professions- theorie und Geschichte. In ihrer Arbeit stellte sie fest, dass sich der Konflikt im Verband in der Diskussion der Entwicklungskommission spiegelte. Geplant ist ein Dossier mit den Ergebnissen, das im ersten Quartal 2023 publiziert werden soll.

Im Oktober 2022 fand in Essen das Verbandsforum unter dem Titel „Unpolitisch bis zum Geht-nicht-mehr – Supervision und Coaching zwischen Systemkritik und Systemerhalt“ als Barcamp statt. Viele neu ausgebildete Supervisor*innen beteiligten sich. Der Einstieg erfolgte mit Texten aus „Pflegeprotokolle“ (Valin 2021) und „Verkannte Leistungsträger“ (Meyer 2021), die durch Schauspieler*innen, die sich unter die Teilnehmenden mischten, rezitiert wurden. Ein Graphic Recording begleitete das Forum, aus dem die Frage resultierte, wie Vorstand und Aufsichtsrat das Thema einer politischen Supervision

aufgreifen. Das nächste Verbandsforum wird im April 2023 in Leipzig stattfinden, voraussichtlich mit Video-Stream.

Abschließend fasste die Mitgliederversammlung noch obligatorische Beschlüsse zum Wirtschaftsplan, aber auch Beschlüsse zu inhaltlichen Ausrichtungen. Hervorzuheben sind daraus drei Beschlüsse: Auch wenn die aktualisierte Mitgliederordnung und die aktualisierten Ethischen Leitlinien, die beschlossen wurden, zunächst als Formalia erscheinen, zeigt sich darin ein starkes Signal: Ethisches Handeln ist ein zentrales Merkmal einer Profession, hatte Ruth Großmaß (ASH Berlin) 2014 argumentiert. Damit hatte sie eine inhaltliche Vorlage für die Überarbeitung der Ethischen Leitlinien geliefert, wie es 2020 in Hannover beantragt worden war (vgl. Walpuski 2020; Mulkau 2022). Nach ihrer Kommentierung des Entwurfs und der anschließenden verbandsinternen Diskussion wurden die Ethischen Leitlinien nun von der Mitgliederversammlung beschlossen. Die aus professionstheoretischer Perspektive gedachten Leitlinien tragen letztlich zur Professionalisierung bei und heben die DGSv zudem deutlich von anderen Beratungsberufsverbänden ab, die keine Ethischen Leitlinien haben.

Zudem bekräftigte die Mitgliederversammlung den Anspruch der DGSv, den gesellschaftlichen Diskurs zu fördern und professionell zu begleiten. Wie politisch die Supervision ist, sei eine ständige Frage und Aufgabe der DGSv, die beispielsweise im Verbandsforum Wiederhall fand.

Verleihung des Cora-Baltussen-Förderpreises

Zum inzwischen sechsten Mal verlieh die DGSv im Rahmen ihrer Mitgliederversammlung einen Förderpreis, der seit 2018 nach Cora Baltussen benannt ist (Walpuski 2019; 2021a; b).

Als Absolventin des Masterstudiengangs Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld wurde Anna-Maria Generotzky aus Hamburg mit ihrer Masterarbeit „Der Missbrauchsfall Lügde – Eine Fallstrukturanalyse zur Darstellung von Handlungsparadoxien in der Sozialen Arbeit“ ausgezeichnet. Eine Zusammenfassung der Arbeit wurde vergangenes Jahr in dieser Zeitschrift veröffentlicht, und im kommenden Jahr wird ein weiterer

Aspekt daraus publiziert (Generotzky 2021; 2023).¹⁰ Laudator Ulrich Siegrist (KH Freiburg) lobte die Arbeit, die nicht nur institutionsbezogen die soziale Praxis untersuchte, sondern auch Opfer- und Täterperspektiven beachtete. Mit den Ansätzen von Ulrich Oevermann (2010) und Fritz Schütze (1993) wurde eine Pressekonferenz des Landrats von Hameln-Pyrmont detailreich analysiert und eindrucksvoll das Spannungsfeld zwischen Akte und Lebenswelt herausgearbeitet. Die Arbeit bietet insbesondere für alle, die im Kinderschutz tätig sind, tiefgehende Reflexionen.

Als zweite Preisträgerin wurde die promovierte Romanistin und Skandinavistin Sirkka Klöpffer-Mauermann (2015; 2022) aus Hamburg für ihre Abschlussarbeit „Wie Beratung in der Fremdsprache gelingt“ ausgezeichnet. Die Arbeit hat einen „tiefen reflexiven Gehalt“, lobte Laudatorin Claudia Bredt, weil sie sich der Begegnung mit eigenen Fehlern und Ängsten in der Fremdsprache stelle. Während Prosodie, ungewollte Entschleunigung und Umwege in der Reflexion über die kleinteilige Beschäftigung mit Metaphern Chancen zu einer tieferen und weiteren Reflexion böten, brauche es ein Risiko und Bewusstsein für Missverständnisse, die sich aus der Sprachbarriere ergeben können. Daraus resultiert eine notwendige Wachsamkeit für diese Risiken als grundlegende beraterische Haltung, insbesondere in der Beratung in einer Fremdsprache.

Transfercoaching: Wer will überhaupt beraten werden? Und wofür?

Prof. Dr. Armin Nassehi vom Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München hatte mit Theresia Volk und Heiko Schulz im *Journal Supervision* bereits 2017 über Symmetrieerwartungen und notwendige Asymmetrien in Organisationen gesprochen und festgestellt, dass Beratung ein gutes Maß an Fremdheit benötigt, um gute Beratung durchführen zu können (Volk & Schulz 2017). Sein Vortrag im Rahmen der Mitgliederversammlung setzte diese Gedanken stärker fokussiert auf die wissenschaftlich fundierte Beratung fort und argumentiert systemtheoretisch. Mit der Eingangsfrage, wie wissenschaftliche Erkenntnisse an die Orte der Gesellschaft geraten, wo sie gebraucht werden, also ein Wissenstransfer stattfinden kann, leitete Nassehi den gut einstündigen

¹⁰ Anna-Maria Generotzky wird im Rahmen der Tagungsreihe „Reflexive Supervision“ der Universität Bielefeld am 11. Februar 2023 einen Vortrag halten: „Der Missbrauchsfall Lügde – Die Aufdeckung der latenten Sinnstrukturen im Fall mit Hilfe der objektiven Hermeneutik“.

Vortrag ein, in dem er auch immer wieder auf seine eigenen Erfahrungen als (Politik-)Berater zurückgriff. Er erlebt es als „unglaublich schwierig, die Schnittstellen zwischen denen, die glauben zu wissen, was getan werden müsste, und denen, die es tun könnten, zu überwinden“. Dabei legte er ein Verständnis von modernen Entscheidungsgesellschaften zugrunde, in denen sich kaum etwas von selbst fügt, sondern Vieles aktiv entschieden werden muss. Diese Entscheidungen sind mit Ungewissheit und Nichtwissen verbunden, so dass Kriterien gebraucht werden, die wie Wissen und damit Gewissheit erscheinen. Der Sozialform der Expertise kommt dabei die Aufgabe zu, Wissen zu simulieren. Denn Expert*innen transportieren mehr kausale Sicherheit, als tatsächlich vorhanden ist, weil es keine letzten Sicherheiten gibt.

Die Beratung erschließt sich dabei alle Bereiche der modernen Gesellschaft, weil sie die Möglichkeit bietet, handlungs- und entscheidungsentlastet über Entscheidungen zu räsionieren. Denn die Berater*innen müssen andere Probleme lösen als diejenigen, die Entscheidungen treffen müssen. Nassehi versteht sich dabei insoweit als Hegelianer und Funktionalist, weil es Formen, die keine Funktion haben, nicht gäbe (vgl. dazu Nassehi 2022). Also muss Beratung eine gesellschaftliche Funktion erfüllen, weil sie viel praktiziert wird.

Das Problem, das Beratung nach Nassehi zu bearbeiten und lösen sucht, ist Komplexität und Asymmetrie, also die Ungleichverteilung von Kenntnissen, Fähigkeiten und Kompetenzen (vgl. Volk & Schulz 2017). Während seinerzeit in einer fordistischen Industrie Beschäftigte aus unterschiedlichen Arbeitsbereichen bewusst getrennt wurden – Nassehi beschreibt sowohl Szenen aus dem Volkswagenwerk als auch aus den Ford-Werken – um Unruhe im Betrieb zu vermeiden, käme es heute darauf an, quer durch Arbeitsbereiche kommunizieren und Schnittstellen bedienen zu können. Dabei käme es zu paradoxen Aufforderungen durch Führungskräfte („Tu doch nicht immer, was wir von dir verlangen!“), die eine Form von Kreativität erwarten, die zu Ergebnissen führt, die nicht von vornherein festgelegt sind.

Der Beratungsbedarf entstehe also als Ergebnis von Komplexitätssteigerung, weil sich die organisationale Schichtung (Asymmetrie in Pyramidenform) zur Arbeitsteilung (Differenzierung, sachliche Komplexität) wandelt. Damit wird auch der allwissende und fürsorgliche Patriarch, der alles entscheidet, überflüssig. Je komplexer ein System werde,

desto weniger passen die einzelnen Puzzleteile zusammen, desto dringender brauche es ein Teil, dass nirgends so richtig und gleichzeitig möglichst überall passt.

Zurückgeführt zu den notwendigen Entscheidungen bedeutet dies: Einfache Kausalitäten brauchen keine Beratung, weil Problemursache und Lösung direkt miteinander verbunden sind. Aber Entscheidungen, die man in ihren Auswirkungen nicht vollständig überblicken kann und deren Gründe zum Teil unsichtbar bleiben, brauchen Beratung. Die strategische Funktion der Beratungsperson ist dabei, zugleich draußen und drinnen oder auch zugehörig und frei zu sein.

Diese Beratung benötigt Vertrauen in die beratende Person. Transparenz kann dabei ein kontraproduktiver Weg sein, der Vertrauen zerstört, während eine Unabhängigkeit (ökonomisch, politisch, ...) der beratenden Person Vertrauen generiert. Beratung kommt dabei die Aufgabe zu, zu verkomplizieren und die Varietät zu erhöhen. Ohne diese Bezüge explizit zu nennen, verweist Nassehi mit dem *Law of Requisite Variety* (Ashby 1956) und dem „Ethischen Imperativ“ (Foerster 1973) auf kybernetische und konstruktivistische Konzepte. Durch das Beraterische Anbieten von Varianzen, so die Hypothese, wird Nichtwissen sichtbar, und die beratene Person kann durch Auswählen leichter zu einer Entscheidung finden. Berater*innen lassen sich so „als Experten für Perspektivendifferenz“ (Nassehi) beschreiben, die keinen Wissenstransfer von hier nach dort leisten, sondern in einem wechselseitigen Prozess gemeinsam neues Wissen produzieren.

Dabei divergieren die Funktionen und die Erwartungen an die jeweiligen funktional ausdifferenzierten gesellschaftlichen Teilsysteme (vgl. Talcott Parsons; Niklas Luhmann), darunter auch die Wissenschaft. Denn Wissenschaft hat eigene, eigensinnige Kriterien, um Erkenntnisse zu produzieren. Der Bereitstellung von verwendbarem Wissen (und der Aussage über dessen Grenzen und Nicht-Wissen) steht die Erwartung der Gesellschaft gegenüber, eindeutiges und belastbares Wissen zu produzieren.

Dieser wissenschaftliche Eigensinn überfordert andere Teilsysteme. Zwar benötigen andere Akteur*innen wissenschaftliche Erkenntnisse, verwerten dieses wissenschaftliche Wissen aber nicht primär nach wissenschaftlichen Kriterien, sondern nach ökonomischen, politischen, therapeutischen oder weiteren. Die Translation der Erkenntnisse muss in den jeweiligen Feldern selbst erfolgen.

Wenn Beratung diese Zielkonflikte und damit Differenzen beschreibt, kann das Beraten schon helfen, entscheidungsfähig zu werden, weil sie erkennen, wie begrenzt ihr eigener Blick ist. Beratung käme dann die Möglichkeit zu, eine Schnittstellen-Expertise zu entwickeln für Menschen, die gemeinsam unterschiedliche Probleme lösen müssen, die miteinander durch Zielkonflikte verbunden sind. Beratung kann dann ein Dritter sein, der mit dem eigenen Nichtwissen gut umgehen kann.

Nassehis Vortrag, der hier nur stark verknappt wiedergegeben werden kann, wurde aufgezeichnet und wird als Video auf der DGSv-Webseite abrufbar sein.¹¹

Die souverän vorgetragenen Überlegungen sind aus systemtheoretischer und konstruktivistischer Perspektive konsistent und bieten wenig Neues. Sie kreisen um Nassehis gewöhnlichen Fokus zur Komplexität. Allerdings könnten sie auch den Eindruck erwecken, dass Beratung allein eine systemstabilisierende und haltende Funktion bei einer möglichen inhaltlichen Beliebigkeit ausübe. Außer Betracht bleibt dabei eine aufklärende und advokatorische Funktion von Beratung. Denn Differenzen und Systemlogiken zu benennen, ist ein wichtiger, aufklärerischer Schritt. Anschließend aber allein auf den jeweils eigenen Referenzrahmen des/der Beratenen zu verweisen, greift aus der Perspektive einer reflexiven Institution zu kurz, wie die ausgezeichnete Arbeit von Anna-Maria Generotzky (2021; 2023) wunderbar exemplarisch verdeutlicht.

Fishbowl: Führungskräfte in der Pflege

Mit einem Fishbowl zur Thematik „Führungskräfte in der Pflege – zwischen Mangelverwaltung und dem Auftrag professionelle Beziehungsarbeit zu ermöglichen“ begann der Sonnabend. Unter der Moderation von Aufsichtsrat Sebastian Gröbe diskutierten als eingeladener Gast Pflegedirektorin Sabine Brase, 2021 mit dem *Vordenker-Award* der *Initiative Gesundheitswirtschaft* (IGW) ausgezeichnet, seit 2012 Pflegedirektorin, seit Februar 2021 am Klinikum Oldenburg, aus der Perspektive des Managements, aber auch Coach (DGfC) und Sprecherin der BAG Pflegemanagement im *Deutschen Berufsverband*

¹¹ Ein weiterer Vortrag von Nassehi aus Juli 2022, der vor allem die Komplexität fokussiert, findet sich als kostenloser Podcast im Deutschlandfunk (Nassehi 2022).

für *Pflegeberufe* (DBfK). Aus der Mitgliederversammlung nahmen Ullrich Raupp und Christa Wanzeck-Sielert als feste Diskutanten mit Feldkompetenz teil.

Wenn die folgenden Zeilen die Diskussion sehr kritisch rahmen und Theoriebezüge herstellen, soll dies ausdrücklich keine persönliche Kritik an Sabine Brase darstellen, sondern übergreifende Diskurse sichtbar werden lassen. Brases Bereitschaft, sich der Diskussion zu stellen, wurde von den Mitgliedern sehr positiv und interessiert aufgenommen. Deshalb ist Brase als phänotypische Stellvertreterin auch anderer Pflegedirektor*innen zu sehen, deren Diskussionsbeiträge die Denkmuster und Handlungsstrategien im Topmanagement deutscher Kliniken exemplarisch sichtbar werden lässt. Hier aus einer supervisorischen Perspektive deutlich werdende Kritik adressiert damit explizit nicht Sabine Brase, sondern die Diskurse, Systemlogiken und Rahmenbedingungen in deutschen Kliniken, die dem Autor aus einem selbst durchgeführten, dreijährigen Organisationsberatungsprojekt in einem intensivmedizinischen Cluster bekannt sind.

Brase zeigte sich als sehr dynamische Führungskraft mit Managementperspektive und berufspolitischem Engagement, zu deren Konzept von Change Management auch gehört, regelmäßig das Klinikum zu wechseln, um Impulse zu geben und Veränderungen anzustoßen. Ihre Arbeit richtet sie am Konzept des »Führens aus der Zukunft« (Scharmer 2009; Scharmer & Käufer 2014) aus und entscheidet anhand der Frage, wie die Klinik 2030 in Hinblick auf eine »gute Patientenversorgung« aussehen soll, und welche Weichen dafür heute zu stellen sind. Sie will den Ohnmachtsgefühlen der Pflegenden mit Rationalisierung und technischer und organisationaler Optimierung – Zeitressourcen durch Reorganisation, Hilfsmittel und Prozessevaluation schaffen – begegnen. Doch letztlich verstärkt sie damit Arbeitsverdichtung und Beschleunigung (Rosa 2013). Das hohe Tempo und damit der Druck des Feldes lässt sich auch in der Prosodie ihrer Redebeiträge feststellen. Ihre Konzepte zur Personalgewinnung und -bildung (vgl. Brase 2022) richten sich an Konzepten der Positiven Psychologie aus und verfolgen einen ressourcenorientierten Ansatz: Durch das Stärken von Stärken und Weiterbildung will sie Stationsleitungen »empowern« und besser für ihre Führungsaufgaben befähigen, ihnen letztlich also mehr Verantwortung und Aufgaben übertragen. Allerdings besteht der Fachkräftemangel bereits seit den 1950er Jahren (Simon 2018) und erscheint als gesellschaftlich geradezu gewollter, weil persistenter Umstand, der offenbar eine Funktion erfüllt (vgl.

Nassehi). Die diskutierten Lösungsideen stellen letztlich nur eine relationale Mangelverwaltung dar, denn faktisch gibt es eine eklatante Differenz von benötigten und ausgebildeten Fachkräften (die zu den gegenwärtigen Bedingungen zu arbeiten bereit sind). So kann Personalgewinnung nur konkurrenzhaft dadurch gelingen, als Arbeitgeber attraktiver zu sein als andere mögliche Arbeitgeber. Dazu gehört auch, dass sich Führungsverhalten in Kliniken ändern muss, insbesondere in Form eines Hierarchieabbaus und einer Habitustransformation. Während Pflegekräfte im Allgemeinen mehr Selbstbewusstsein entwickeln sollen, wird von ärztlichen wie pflegerischen Führungskräften nicht nur ökonomisch-managerielles Handeln, sondern auch emotionale und soziale Kompetenz erwartet, weil die »knappe Ressource« Fachkräfte zunehmend mündiger werde und Wert auf eine positive Stimmung im Team lege.

In der Antwort auf Robert Erlinghagens Frage nach den Erwartungen an Supervisor*innen aus der Perspektive einer Pflegedirektion wird die Funktionalisierung der Beratung sichtbar: Gesucht seien »passgenaue Problemlöser« im Sinne der organisationalen Ziele und des Change Managements. Der Erfolg von Supervision wird dann an subjektiv wahrgenommenen positiven Veränderungen und »einem Mehrwert in der Intervention« gemessen. Wie dies angesichts einer komplexen, multiprofessionellen und großen Organisation sowie hochfrequenten Stellenwechseln, also einer hohen Unruhe im System, gelingen soll, bleibt letztlich offen, illustriert aber erneut die hohe Geschwindigkeit im Feld. Zunehmend überlegen viele Kliniken, Organisationsentwicklungsprozesse zu initiieren, die Unterstützung durch Supervision und Coaching benötigen. Diese Prozesse konsequent aus der Patient*innenperspektive zu denken und interprofessionelle Arbeitsformen einzuführen und zu begleiten, kann Teil dieser Aufgabe sein (vgl. *Regensburger Modell*; Mahnke/Loibl 2021). Verwiesen wird in diesem Kontext auch auf die neuen *Interprofessionellen Ausbildungsstationen* (IPSTA)¹², wo scheinbar hierarchiefrei und durch *Peer-Teaching* oder *Peer-Assisted Learning* (PAL) ausgebildet wird. Der Einsatz

¹² „Interprofessionelle Ausbildungsstationen (IPSTAs) sind Ausbildungseinheiten innerhalb einer Station, in denen Medizinstudierende im Praktischen Jahr gemeinsam mit Auszubildenden verschiedener Gesundheitsfachberufe (zum Beispiel der Pflege, Physiotherapie oder Studierende der Pharmazie) eigenständig die Patientenbetreuung und das Stationsmanagement der Patienten im interprofessionellen Team übernehmen. Dabei werden sie stets durch ausgebildete Lernbegleitende der beteiligten Berufsgruppen betreut und unterstützt. Durch die stetige Kommunikation, die gemeinsame Arbeit, sowie eine gezielte Aufgabenteilung steigt das gegenseitige Verständnis der Professionen füreinander.“ (BMVD)

von Arbeitspsycholog*innen zur Ermittlung und Kompensation psychischer Belastungen am Arbeitsplatz stellt eine Unterstützung dar.

Am Beispiel interprofessioneller Fallbesprechungen in der Geriatrie wird deutlich, dass alle abrechnungsrelevanten Maßnahmen, die durch die *Diagnosis Related Groups* (DRGs) honoriert werden, auch durchgeführt werden. Und der Aspekt, dass Kooperationsbeziehungen in Kliniken professionsübergreifend durch Fachkräftemangel und Migration durch Vielsprachigkeit und damit kommunikative Barrieren sowohl in der Besprechung von Fällen als auch der Selbstaktualisierung von Teams geprägt sind, verdeutlicht die Bedeutung von Klöpper-Mauermanns (2022) Überlegungen, die auch vice versa gelten dürften.

Reflexivität, (Semi-)Profession und ein ökonomisiertes Gesundheitswesen bergen viele Widersprüche und Zielkonflikte (vgl. oben Nassehi). Diese Zielkonflikte können als Differenzen durch Beratung beschrieben und aufgeklärt werden. Wenn Beratung jedoch funktionalisierend eingesetzt und ausgetauscht wird, weil sie diese teleologische Erwartung nicht erfüllt, ist das aus der Systemlogik eines ökonomischen und beschleunigten Gesundheitswesens nachvollziehbar, folgt aber der zweifelhaften Logik des »mehr deselben« (vgl. Watzlawik 1983: 27ff.). Das ist letztlich nicht hilfreich. Kann, so Erlinghagens Frage, Supervision mit einem gesellschaftlichen Auftrag dazu beitragen, mit dieser Krise im Gesundheitswesen umzugehen? Dazu sei auf den Sammelband von Becker-Kontio et al. (2004) sowie die Beiträge von Gröning (2010; 2015) in dieser Zeitschrift verwiesen, die weiterhin aktuelle Gedanken und Beobachtungen sowie hilfreiche Ansätze für die supervisorische Arbeit in Kliniken zusammenfassen.

Literatur

- Ashby, William Ross (1956): *An introduction to Cybernetics*. London: Chapman & Hall.
- Becker-Kontio, Maija; Kimmig-Pfeiffer, Agnes; Schwennbeck, Marie-Luise; Streitbürger, Gabriele & Wengelski-Strock, Sabine (Hrsg.) (2004): *Supervision und Organisationsberatung im Krankenhaus. Erfahrungen – Analysen – Konzepte*. Weinheim, München: Juventa (Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Supervision e. V).
- [BMVD] Bundesvertretung der Medizinstudierenden in Deutschland e.V. (Hrsg.): *Projekt IPSTA – Gemeinsam für eine Verbesserung des Kompetenzerwerbs im PJ*, [online] URL: <https://www.bvmd.de/portfolio-items/ipsta-interprofessionelle-ausbildungsstaion/> [Stand: 12.11.2022].
- Brase, Sabine (2022): *Innovative Personalgewinnung und -bindung in der Pflege*. In: Roeder, Norbert &

- Kasper, Nico (Hrsg.): Ihr Krankenhaus 2030 – sicher und stark für die Zukunft. Zukünftige Rahmenbedingungen sowie praktische Hilfestellung für eine erfolgreiche Neuausrichtung. Stuttgart: W. Kohlhammer, S. 186-196.
- Bredemann, Miriam (2014): Tagungsbericht der Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Supervision (DGSv) vom 22./23. November 2013 – Subjektive Einschätzung eines neuen außerordentlichen Mitglieds. In: Forum Supervision. Heft 43, Jg. 22, S. 81-88. DOI: 10.4119/fs-2198.
- [DSGv] Deutsche Gesellschaft für Supervision e. V. (Hrsg.) (2017): Exzellente Beratung basiert auf exzellenter Qualifizierung. Vorstandsvorlage der Entwicklungskommission der DGSv, Köln.
- Foerster, Heinz von (1985 [1973]): Über das Konstruieren von Wirklichkeiten. In: Heinz von Foerster (Hrsg.): Sicht und Einsicht. Wiesbaden: Vieweg+Teubner, S. 25-42.
- Generotzky, Anna-Maria (2021): Der Missbrauchsfall Lügde. In: Forum Supervision. Heft 58, Jg. 31 58, S. 92-113. DOI: 10.11576/fs-5023.
- Generotzky, Anna-Maria (2023): Der Fall Lügde – Die Diskrepanz zwischen Aufklärung und Verwaltung in der Sozialen Arbeit. In: Bauer, Annemarie; Fröse, Marlies W. & Seigies, Jörg (Hrsg.): Verborgene und unbewusste Dynamiken in Organisationen. Systeme psychoanalytisch verstehen in Beratung, Coaching und Supervision, Gießen: Psychosozial Verlag.
- Gröning, Katharina (2010): Supervision in der Pflege. In: Forum Supervision. Heft 36, Jg. 18, S. 92-95. DOI: 10.4119/fs-2164.
- Gröning, Katharina (2015): Organisationsethik und Deutungsmusteranalyse: Wie das managerielle Denken in Krankenhäusern verstanden werden kann. Impulse für organisationsethisches Verstehen in der Supervision. In: Forum Supervision. Heft 45, Jg. 23, S. 74-84. DOI: 10.4119/fs-2298.
- Klöpper-Mauermann, Sirkka (2015): Die spanischsprachige Hyperfiction und ihr Leser: narratologische Auslotungen einer schwierigen Beziehung. Universität, Hamburg, [online] URL: <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/handle/ediss/6362> [Stand: 12.11.2022].
- Klöpper-Mauermann, Sirkka (2022): Wie Beratung in der Fremdsprache gelingt. In: Organisationsberatung, Supervision, Coaching (OSC) 29 (4). DOI: 10.1007/s11613-022-00783-2.
- Mahnke, Anna & Loibl, Johanna (2021): Interprofessionell arbeiten: Das Regensburger Modell. In: Pflege Zeitschrift 74 (6), S. 18-21. DOI: 10.1007/s41906-021-1045-3
- Mayer-Ahuja, Nicole & Nachtwey, Oliver (Hrsg.) (2021): Verkannte Leistungsträger:innen. Berichte aus der Klassengesellschaft. Berlin: Suhrkamp.
- Mulkau, Annette (2022): Apropos gute professionelle Praxis heute. Nach 20 Jahren auf dem Prüfstand: Ethische Leitlinien und Mitgliederordnung der DGSv. In: Journal Supervision (2), S. 24-27.
- Mulkau, Annette; Fortmeier, Paul (2020): Was haben die sich da wieder ausgedacht? Führen und Folgen in der Deutschen Gesellschaft für Supervision und Coaching e. V. (DGSv). In: Verbändereport (7), S. 38-41 (und im Journal Supervision (2), S. 15-17).
- Nassehi, Armin (2022): Mustererkennung und Erkennungsmuster. Die digitale Selbstbeobachtung der Gesellschaft. Vortrag. Tagung »Das vermessene Leben. Transformation der digitalen Gesellschaft«. Johann Wolfgang von Goethe Universität, Sigmund-Freud-Institut. Frankfurt am Main, 1.7.2022. [online] URL: https://ondemand-mp3.dradio.de/file/dradio/2022/10/20/deutschlandfunknova_welches_problem_loest_die_20221020_7d725d77.mp3 [Stand: 12.11.2022].
- Oevermann, Ulrich (2010 [2001]): Strukturprobleme supervisorischer Praxis. Eine objektiv

- hermeneutische Sequenzanalyse zur Überprüfung der Professionalisierungstheorie. 3. Auflage. Frankfurt am Main: Humanities Online (Forschungsbeiträge aus der objektiven Hermeneutik, 2).
- Rosa, Hartmut (2013): Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik. 2. Auflage. Berlin: Suhrkamp.
- Scharmer, Claus Otto (2009): Theorie U: Von der Zukunft her führen. Öffnung des Denkens, Öffnung des Fühlens, Öffnung des Willens. Presencing als soziale Technik. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme (Management).
- Scharmer, Claus Otto; Käufer, Katrin (2014): Von der Zukunft her führen. Theorie U in der Praxis. Von der Egosystem- zur Ökosystem-Wirtschaft. Heidelberg: Carl Auer (Management Organisationsberatung).
- Schütze, Fritz (1993): Die Fallanalyse. Zur wissenschaftlichen Fundierung einer klassischen Methode der Sozialen Arbeit. In: Rauschenbach, Thomas; Ortmann, Friedrich & Karsten, Maria-E. (Hrsg.): Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit. Weinheim und München: Juventa, S. 191-221.
- Simon, Michael (2018): Von der Unterbesetzung in der Krankenhauspflege zur bedarfsgerechten Personalausstattung. Eine kritische Analyse der aktuellen Reformpläne für die Personalbesetzung im Pflegedienst der Krankenhäuser und Vorstellung zweier Alternativmodelle. Hrsg. von der Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf (Working Paper Forschungsförderung, 96).
- Valin, Frédéric (2021): Pflegeprotokolle. Berlin: Verbrecher.
- Walpuski, Volker Jörn (2019): Zwischen Ursprüngen und Visionen der Supervision. Ein Bericht von der Mitgliederversammlung der DGSv 2018 am 28. und 29.9.2018 im Haus der Kirche in Kassel. In: Forum Supervision. Heft 53, Jg. 27, S. 83-86. DOI: 10.4119/fs-2310.
- Walpuski, Volker Jörn (2021a): Cora Baltussen in den USA: Lernerfahrungen für die Supervision in den Niederlanden und Deutschland. In: Forum Supervision. Heft 56, Jg. 29, S. 76-97. DOI: 10.11576/fs-4067.
- Walpuski, Volker Jörn (2021b): Veränderung erzeugt Widerstand. Ein Bericht von der Mitgliederversammlung der DGSv 2020 vom 26. September 2020 in Hannover. In: Forum Supervision. Heft 56, Jg. 29, S. 102-105. DOI: 10.11576/fs-4069.
- Watzlawick, Paul (1983): Anleitung zum Unglücklichsein. München, Zürich: Piper.

Heidrun Stenzel

Blick zurück nach vorn

Ein Bericht von der Jubiläumstagung der Zeitschrift „Supervision“ vom 4. und 5. November 2022 in Berlin.

Bereits der Ort lud zu einer Aus-Zeit ein. Berlin-Schwanenwerder, auf diese Halbinsel im Wannsee kommt nur, wer hier etwas vorhat. So wie die Redaktion und die Tagungsgäste sich eine Auszeit für Rückblick und Vorschau nahmen, kann ja auch der Blick in eine Fachzeitung ein Inne-Halten bedeuten, aus dem sich neue Impulse nehmen lassen.

Eröffnet wurde das reich gefüllte Tagungsbuffet mit einem Intro von Wolfgang Weigand, der nun schon seit 40 Jahren als Autor, Redakteur und Herausgeber mit den Geschicken der „Supervision“ befasst ist.

Er setzte seinen Fokus auf die endliche Zeit und die damit verbundenen Gefühle: „Gibt es eine Empörung darüber, endlich zu sein?“ Sie findet sich vielleicht im Wechselspiel und den Spannungen zwischen den Generationen, von denen bei den Teilnehmer*innen die Älteren in sichtbarer Überzahl waren. (Dies führte bei einigen Programmpunkten zu einem „Buhlen“ um die jüngeren Teilnehmer*innen.) Wenn die „Alten“ nach vorn blicken, dann schauen sie auf ihren kommenden Tod. Wenn die „Jungen“ zurück schauen, dann sehen sie die scheiternde Zukunftsbewältigung der „Alten“ – so öffnete Wolfgang Weigand den Bühnenraum, auf dem die moralisch aufgeladenen Spannungen sichtbar wurden: Die „Jungen“ müssen zum Schutz der „Alten“ zurückstecken und zuhause bleiben; dafür sollen die „Alten“ Verbote von Verhaltensweisen und Sprache hinnehmen.

Es bleibt bei der Frage: Wie lassen sich Spannungen aushalten, ohne die Beziehung abzubrechen? Weigand umschrieb die dabei hilfreiche Haltung mit dem Bild des „hörenden Herzens“.

Den ersten Vortrag am Freitag – „Endlichkeit und Umgang mit dieser Realität in der Gegenwart“ – hielt Harald Welzer, der darin Bezug auf sein Buch „Nachruf auf mich selbst“ nahm. Es gehe darum, dass wir als Individuen und als Gesellschaft eine „Kultur des Aufhörens“ entwickeln. Eine „Kultur der Steigerung“ und die „Ignoranz der Endlichkeit“ führten dazu, dass wir das Prinzip des „Mehr desselben“ in Form der Optimierung

durch Technik und Politik immer weiterführten. Deshalb werden Autobahnen und Flughäfen gebaut für Zukünfte, in denen es keine Autos und Flughäfen mehr geben wird. Anhand eines Beispiels aus seinem Buch – die Geschichte von Paula – wurde deutlich, dass es ums Auf-Hören, ums Weglassen geht, wenn es Wege aus den krisenhaften Zuspitzungen der Gegenwart geben soll. Welzer stellte allerdings den Begriff der „Krise“ infrage – es handele sich um Dauerzustände, keinen vorübergehenden Prozess. Statt die Phänomene zu betrachten, die uns in diese schwierigen Lagen gebracht haben, werden Verantwortlichkeiten personalisiert. Die erlebten Diskrepanzen zwischen Anspruch und Wirklichkeit führen aus seiner Sicht als Sozialpsychologe zu Aggression; Aggression gegen die Natur, Aggression gegen das Soziale und Aggression gegen sich selbst (Hartmut Rosa aufgreifend). Ein „Nicht- mehr- Können“, die eigene Hilflosigkeit und Ratlosigkeit werden verdrängt und verleugnet. Welcher Abgeordnete im Bundestag würde denn zugeben, dass er/sie nicht mehr weiter weiß? Und wie sieht es bei uns als Supervisor*innen aus, denen ja zugeschrieben wird, dass sie Rat geben können?

Sein sehr nüchterner und konfrontierender Blick auf die Gegenwart führte zu kontroversen, sehr lebhaften Resonanzen in der folgenden Fragerunde.

Nach einer Kaffeepause ging es mit folgenden drei Workshops weiter, die sich jeweils einer der aktuellen großen Krise, (Demokratie, Ungleichheit und Klima) widmeten:

1. Coaching und Supervision als Empowerment für die kommunalen Akteur*innen – Volker Schäfer, Kommunikationsberater (Kassel) und Dieter Beig, Stadtrat (Kassel)
2. Nicht nur Applaus – was Pflegende nachhaltig stärken kann – Carsten Becker, Coach, Charité (Berlin)
3. Können wir überhaupt »draußen« bleiben? Ehrenamtliche Beratung und die Klimabewegung – Gabriele Burgsteiner (Graz) und Claus Faber (Wien), Organisationsentwickler*in und Supervisor*in; Daniel Gratzner, Aktivist bei Fridays for Future (Wien)

Eine Fishbowl im Plenum gab die Akzente der drei Runden in ihrer Bedeutung für die Supervision wieder: Auch hier wurden die zunehmenden Spannungen und Diskrepanzen sichtbar, die in den verschiedenen Feldern/Themenbereichen zum Ausdruck kommen und auf die z.T. mit veränderten Formen, Voraussetzungen oder Empfehlungen der Beratung

geantwortet werden muss. Die Notwendigkeit der Schaffung von Reflexionsräumen angesichts der durch die Krisen ausgelösten Emotionen, v.a. Ängste, war sowohl in diesen Workshops als auch die gesamte Tagung über deutlich.

Am Abend widmete man sich dem „Blick zurück nach vorn“ der Zeitschrift „Supervision“. Es gab Grußworte der DGSv und des Psychosozial-Verlags, dem aktuellen Verleger. Pro Gründungsmitglied der Zeitschrift gab es einen Stuhl in der Podiumsreihe. Zwei Stühle waren besetzt von Wolfgang Weigand und Gerhard Wittenberger. Marianne Hege und Gerhard Leuschner hatten aus Krankheitsgründen abgesagt. Ihre Grußworte wurden verlesen. Die weiteren Gründungsmitglieder waren verstorben.

Der Abend folgte der Erinnerungspur der Redaktion, ihrer Zusammenarbeit als Gruppe, den Auseinandersetzungen der verschiedenen Richtungen (psychoanalytisch, gruppendynamisch), der intensiven Arbeitsweise des Beginns, den Krisen und Veränderungen, den personellen Wechseln, den Themen – eine spannende Begleitung der Entwicklung der Supervision in Deutschland.

Zum Abschluss verabschiedete Wolfgang Weigand sich aus der Herausgeberschaft und übergab diese an seine Tochter Mirjam Weigand.

Der Samstagvormittag begann mit einem Impulsvortrag Gesine Schwan, u.a. Politologin, SPD-Mitglied und langjährige Präsidentin der Europa-Universität Viadrana zum Thema „Gesellschaftliche Transformation“ und ging dann in einen Dialog zwischen Mirjam Weigand und ihr und später in einen allgemeinen Austausch zu den Themen des Vortrags über. Einige Aspekte seien hier genannt:

Der Neoliberalismus hat eine Reduzierung des Selbstverständnisses vieler Menschen weg vom Staatsbürger hin zum Kunden bewirkt. Sämtliche Verhältnisse und Beziehungen sind ökonomisiert worden, zweckgebunden. Hier werden Politiker als Lieferanten verstanden, die die Kundschaft bedienen – sprachlich ausgedrückt „wir werden liefern“. Die eigene Verantwortung und Gestaltungskraft wird in diesem Verhältnis nicht mehr erkannt und entwickelt. In der Passivität kann die Angst, die aus Unsicherheit aufgrund vieler Veränderungen entsteht, nicht mehr in Handlung umgesetzt werden, sondern wird als Ohnmacht erlebt. Erfahrungen des Miteinanders bleiben aus und der Realitätsbezug wird vage. Die Unterscheidung zwischen Wahrheit und Lüge wird bei den vielen Informationen, die zur Verfügung stehen, immer schwieriger. All dies trifft in eine Situation, in der

auch aufgrund vieler nur transnational steuerbarer Prozesse, Konflikte und Verbindungen (z.B. EU und ihre Institutionen) Verständigungsfähigkeiten besonders wichtig sind.

An dieser Stelle stellte Schwan mit den „Kommunalen Entwicklungsbeiräten“ ein Modell der Bürgerbeteiligung vor, das in der Prozessmoderation auch Supervision vorsieht. Exemplarisch machte sie dies an einem Projekt in Herne deutlich. Ähnlich den in der Vergangenheit von Robert Jungk konzipierten Modell der „Zukunftswerkstatt“ erarbeiten hier die verschiedenen Akteure repräsentativ für die Kommune, mit Ausnahme von politischen Parteien, zukunftsrelevante Themen (z.B. Flächennutzung) und geben Handlungsempfehlungen an die politischen Entscheidungsgremien. Das Erleben vor Ort stärkt die Sensibilität und das Wissen der Einzelnen für die Komplexität der Themen und ist eine Erfahrung von Gemeinschaftlichkeit und Selbstwirksamkeit. Es kann deshalb auch als Modell zur Verringerung von psychischen Ängsten fungieren.

Die sich anschließenden Workshops beschäftigten sich mit der Rolle der Supervision in der gesellschaftlichen Transformation auf verschiedenen Ebenen:

- mit Blick auf die Praxis
- mit Blick auf die Ausbildung und Qualifizierung
- mit Blick auf die Zeitschrift „Supervision“ und
- mit Blick auf den Verband DGSv

Die Tagung schloss mit einer hoffnungsvollen Resonanz im Hin- und Ausblick auf Veränderungen und das eigene Tun.

Regina Heimann

Anleitung ein anderer zu werden

Eine Rezension

Louis, Édouard (2021): Anleitung ein anderer zu werden. Berlin: Aufbau Verlage GmbH & Co. KG. ISBN 978-3-351-03956-1 Print, 978-3-8412-3058-4 E-Book (PDF).

Das literarische Genre der Autozoziobiografie, dessen sich das vorgestellte Buch bedient, thematisiert Fragen zur sozialen Herkunft und den Erfahrungen, die damit verknüpft sind. Édouard Louis (geb. 1992) ist ein Bourdieukenner und ließ sich in seinem Schaffen u.a. von Didier Eribons „Rückkehr nach Reims“ (2009) inspirieren. Er führt mit seinem aktuellen Roman „Anleitung ein anderer zu werden“ (2022) seine Reihe an sozioanalytischen Selbstreflexionen fort, die er mit den Werken „Das Ende von Eddy“ (2014) und „Im Herzen der Gewalt“ (2016) begonnen hat. Mit „Wer hat meinen Vater umgebracht?“ (2017) und „Die Freiheit einer Frau“ (2021) erweiterte er den Blick auf seine Eltern und spürt darin dem Erleben und Erleiden der Elterngeneration seines Herkunftsmilieus nach. Letztlich eröffnet ihm dieser verstehende Blick auf ein Leben mit sozialen Ungerechtigkeiten und strukturellen Gewalterfahrungen einen versöhnlichen Blick auf das „So (-geworden-) Sein“ der eigenen Eltern und ihre Hilflosigkeit, mit der Homosexualität des Sohnes umzugehen.

Im aktuellen Roman „Anleitung ein anderer zu werden“ befasst sich Louis auf 272 Seiten mit seiner jüngeren Vergangenheit und dem Erleben des sozialen Aufstiegs vom „Lumpenproletarier“ – wie er sich selbst in Interviews nennt – zu einem erfolgreichen sozialkritischen Schriftsteller seiner Generation. Die Homophobie seines Herkunftsmilieus und die Ausgrenzungen seit frühester Kindheit verschärfen sein Leiden am gemeinsamen sozialen Schicksal. Sie sind die Katalysatoren einer großen Wut und dem Impuls, dem zugeschriebenen Schicksal zu entfliehen. Handlungsleitend wird der Vorsatz: „... Macht, Besitz und Ansehen zu erlangen und einmal auf das Dorf herabschauen zu können.“ Der vorliegende Roman erzählt von dieser Flucht. Aus dem Dorf in die Kleinstadt, von der Kleinstadt nach Paris und von dort über die Schweiz bis in die USA. Er durchstreift dabei

das Milieu des Kleinbürgertums, des Großbürgertums bis hin zum Adel und reflektiert die Veränderung des Selbst auf diesem Weg immer wieder mit soziologischem Blick – mit Rückbezug auf die eigene Herkunft. Die zunehmend frei gelebte Homosexualität ist keine Hemmnis mehr, sondern wird zum Türöffner in die neuen gesellschaftlichen Sphären. Im Adel ermöglicht sie ihm zumindest eine teilnehmende Beobachtung dieser Klasse. Besonders eindrücklich beschreibt Louis die an sich selbst vollzogenen notwendigen intellektuellen und körperlichen Gegenkonditionierungen, um nicht sofort als Aufsteiger im fremden Milieu identifiziert und ausgeschlossen zu sein. Dabei ebnet die Inkorporation kulturellen Kapitals durch intensives Literaturstudium, Theatererfahrungen und vielfältige Jobs zur Finanzierung dieses bildungsorientierten Lebens den Weg zum Abitur bis hin zum Hochschulabschluss in Soziologie und Philosophie an zwei Elitehochschulen Frankreichs. Die Odyssee, wie er sie selbst nennt, ist stets verbunden mit notwendigen Abschieden von vormals wichtigen Menschen. Neben der eigenen Familie betrifft das auch Förder*innen und Mentor*innen, die er während des Ganges durch die Milieus immer wieder findet. Jeder sich neu eröffnenden Aufstiegschance folgen Trennungen, z.T. sogar Verleugnungen der früheren Herkunftsbeziehungen. Eine Rückkehr ist immer mit Verstummen verbunden.

Für diejenigen, die sich mit Sozioanalyse und der Wirkmächtigkeit des Habitus beschäftigen, liefert Eduard Louis` literarische Annäherung an das Thema soziale Ungleichheit neben erkenntnisreichen Einblicken in unterschiedlichste Milieus auch eine sozialkritische Verständnisfolie für die Herausforderungen, Anstrengungen und Anpassungsnotwendigkeiten im Zuge eines sozialen Aufstiegs. Neben aller Emanzipation und Selbstermächtigung finden sich immer auch Scham über die eigene Herkunft und Schuldgefühle gegenüber den Eltern und dem eigenen Milieu. Sie werden zu emotionalen Begleitscheinungen jeden sozialen Aufstiegs. Damit zeigt der Roman deutlich auch das Leiden als Kehrseite eines individuellen Aufstiegs: Er kann letztlich nur auf dem Rücken der Zurückgelassenen vollzogen werden und bringt somit keine vollständige Befreiung.

Katharina Gröning

Die Dimension des Körpers im Kontext sozialer Arbeit in der Psychiatrie. Eine rekonstruktive Studie zum Umgang mit dem Klienten-Körper

Eine Rezension

Friesel-Wark, Heike (2022): Die Dimension des Körpers im Kontext sozialer Arbeit in der Psychiatrie. Eine rekonstruktive Studie zum Umgang mit dem Klienten-Körper. Edition Soziale Arbeit, Weinheim: Beltz Juventa. ISBN: 978-3-7799-6956-3 Print, 978-7799-6957-0 E-Book (PDF).

Heike Friesel-Wark hat mit der vorliegenden Dissertationsschrift zur „Dimension des Klienten-Körpers als Bezugspunkt sozialer Arbeit in der Psychiatrie“ eine wichtige und bahnbrechende Arbeit vorgelegt, die auch für die Supervision von großer Bedeutung ist. Zum einen hat Supervision im Umfeld der Psychiatrie einen festen Platz, zum anderen begegnen Supervisor*innen hier in den Fallberichten ihrer Supervisand*innen gerade jene Fragen und Probleme, die das vorliegende Buch umfassend aufgreift.

Zugänge zur Lebenswelt und damit zu Verstehen des Verborgenen können, wie Friesel-Wark aufzeigt, durch Aufmerksamkeit gegenüber dem Körper als einem kommunikativen Ausdrucksmedium entwickelt werden. Da, wo Hans Thiersch den Weg gewiesen hat, vielfach, aber unkonkret blieb hinsichtlich einer positiven Bestimmung dessen, was mit Alltags- und Lebensweltorientierung in der sozialen Arbeit gemeint ist, wird mit der Dissertation von Heike Friesel-Wark eine sozialtheoretische und geisteswissenschaftliche Fundierung und damit Begründung in Bezug auf die Leib-Körperdimension in der sozialen Arbeit vorgenommen.

Die Arbeit umfasst insgesamt elf Kapitel, wobei sich vier Kapitel mit der Theorie des Körpers und des Leibes befassen. Die Kapitel fünf bis zehn befassen sich mit der Konzeption und Umsetzung der qualitativ explorativen Studie. Das Kapitel elf schließlich

fasst die Ergebnisse der Forschung zusammen und diskutiert diese. In ihrer Einleitung beschreibt die Verfasserin zunächst den Körper als Leerstelle im wissenschaftlichen Diskurs zur sozialen Arbeit in der Psychiatrie und dies, obwohl die Sozialarbeiter*innen in der Psychiatrie sehr deutlich mit anderen Körpern, außerhalb dessen, was gemeinhin als schön und normal bezeichnet wird, konfrontiert sind. Sozialarbeiter*innen stolpern über Klienten-Körper. Dabei skizziert Frau Friesel-Wark den körpersoziologischen Diskurs und konkretisiert in diesem Zusammenhang die Forschungslücke, die sie bearbeiten will. Der Weg zur Lebenswelt der Patient*innen führt zwar über den Körper, gleichzeitig fordern die Körper der Patienten die soziale Arbeit hinsichtlich ihres Normalisierungs- und Co-Therapieauftrages heraus. Dort, wo der Körper wahrgenommen wird, ist er gleichzeitig Adressat von Bemächtigung und Verfügbarmachung.

Das Kapitel eins zu den sozialpsychiatrischen Entwicklungslinien stellt eine dichte und sowohl anschauliche wie auch kritisch reflexive Beschreibung der Professionalisierung dar, begonnen bei der Psychiatrieenquete. Subjektorientierung, Biografie- und schließlich Lebensweltorientierung werden als Professionswissen dargestellt, welches die Umsetzung der Psychiatrieenquete ermöglichen sollten. Die Verfasserin nimmt die Disziplingeschichte im Umgang mit psychisch Erkrankten zum Ausgangspunkt und stellt Entwicklungslinien des Wissens kontrastierend dar, z. B. Jaspers auf der einen Seite, auf der anderen Seite Kraepelin. Welches Wissen, warum Wirkungsmacht erlangt hat, wird auf beeindruckende Weise deutlich.

Frau Friesel Wark stellt komplexe Theoriezusammenhänge anschaulich dar und verbindet anspruchsvolle Theorien mit der Praxis sozialer Arbeit, indem sie z. B. ihre Argumentationen zur Leibphänomenologie mit Selbstberichten von Patient*innen unterfüttert. So wird deutlich, was die Phänomenologie unter Intentionalität, Interkorporalität und weiteren Schlüsselbegriffen zur Phänomenologie des Körpers und des Leibes etc. versteht und warum dies für die soziale Arbeit in der Psychiatrie von großem Nutzen ist. Für ihr Kapitel zwei referiert die Verfasserin zunächst die wichtigen Sozialtheorien zum Körper und zum Leib. Sie beginnt bei Max Weber, geht weiter über George Herbert Mead, kommt dann zu Erving Goffman, der vor allem das Zerstörerische der Institution, die Bemächtigung des Körpers und die Strategien der Verfügbarmachung beschrieben hat und schließt mit der Habitustheorie von Pierre Bourdieu ab. Es gelingt Frau Friesel-Wark

überzeugend, das Verhältnis von Körper und Sozialem und von Körper und Institution als grundlegendes Dilemma der Patient*innen in der Psychiatrie darzustellen. Den Sozialtheorien gemeinsam ist, dass sie das Verhältnis von Körper und Gesellschaft zwischen Unnahbarkeit (Goffman)/Distinktion (Bourdieu) und Verfügbarmachung (Foucault) beschreiben.

Im Kapitel drei und vier widmet sich Frau Friesel-Wark den Entwicklungslinien der phänomenologischen Betrachtung psychischer Erkrankungen und ihrer körperlichen Ausdrucksformen. Sie arbeitet die Bedeutung des Erlebens und der Beziehung zum Körper heraus und argumentiert so für eine stärkere Bedeutung des Subjektiven. Die Phänomenologie des Körpers wird als Sprache verstanden, weit entfernt von dem, was gemeinhin als Körpersprache mit möglichst feststehendem Vokabular und Diagnosen gilt. Mit der Perspektive des Körpers als Artikulationsstelle zwischen Selbst und Welt treffen sich Erkenntnisse des Symbolischen Interaktionismus und der Phänomenologie. Besonders beeindruckend liest sich das Psychoanalysekapitel, das die Verfasserin im Sinne ihrer sozialtheoretischen Orientierung umfassend und auf der Basis vieler, teils sehr wenig rezipierter klinischer und psychodynamischer Theorien darstellt. Ausgangspunkt ist auch hier die Körpersoziologie und zunächst die Freudsche Psychologie vom Körper als Träger des Ich. Es ist von hoher Bedeutung, dass nun, angesichts der körpersoziologischen Konjunktur, die tiefenpsychologischen Perspektiven nicht völlig verdrängt werden. Die Psychoanalyse hat seit Beginn zwar nicht systematisch, gleichzeitig, aber kontinuierlich Wissen und Theorien zu den körperlichen Dimensionen vor allem im Kontext der Psychiatrie zur Verfügung gestellt. Dies wird von der Verfasserin zusammengefasst. Das psychoanalytische Interesse begann in den 1980er Jahren mit der Aufmerksamkeit gegenüber der Magersucht und wurde dann in den 1990er Jahren mit klinischen Erkenntnissen zum selbstverletzenden Verhalten – beides im Übrigen Frauenthemen - neu begründet. Der Einfluss der Objektbeziehungstheorie, der Traumatheorie und der Bindungstheorie sind für diese neue Bestimmung des Körperlichen in der Psychoanalyse richtungsweisend. Frau Friesel-Wark arbeitet diese Entwicklungslinien zur Neubestimmung des Somatischen in der Psychoanalyse sehr fundiert auf und stellt ihre Inhalte dar. In der Verbindung mit dem szenischen Verstehen zeigt sie gleichzeitig auf, welcher hermeneutische Zugang zum Körper als Ausdrucksmedium möglich ist, wie die „Sprache des Somatischen“ letztlich ist, nämlich szenisch. Stichworte wie zum prozeduralen Gedächtnis und zur Zweigleisigkeit des

Gedächtnisses und die „stille Präsenz des Körpers“, die Bedeutung der Sprache als präsentative und diskursive Symbolordnung zeichnen die Gesamtgestalt dessen nach, was Körperarbeit in der Psychiatrie bedeuten kann und die Interpretation, dass das körperliche Sich-gehen-Lassen einen Bewältigungsmechanismus massiver Ängste darstellt, sind Hinweise auf die szenische Sprache des Körpers. Diese Interpretation kann einer Sozialen Arbeit in der Psychiatrie helfen, über den Dualismus zwischen Anpassung an den „Tiefenblick“ der Medizin oder trotzigem Gegenteil – Pochen auf Freiheit als einziges Therapeutikum – hinauzuweisen. Frau Friesel-Wark trägt also ein Wissenssystem an die Soziale Arbeit in der Psychiatrie heran. So ist ihre Systematik und Argumentation zu lesen und zu verstehen.

Die sorgfältig diskutierten und zusammengetragenen Theorien werden durch eine explorative Studie ergänzt, die sich den Horizonten der Praktiker*innen widmet. Die Gruppendiskussionen decken auf, dass das Körperwissen der Sozialarbeiter*innen gering ist und sich im alten Dualismus zwischen Anpassung an die Diagnosen, das heißt Rezeption des medizinischen Wissens und der kritischen Opposition dazu bewegt. Soziale Arbeit verfügt, das zeigen die Interviews, nicht über einen eigenen Zugang zum Körper. Es kommt zu simpler Rechtfertigung der lebensweltlichen Praxis, sei sie auch noch so destruktiv und problematisch. Dies ist das Dilemma der Sozialen Arbeit in der Psychiatrie. Ihr fehlt das Wissenssystem, um aufklärend zu arbeiten. Insgesamt handelt es sich beim vorliegenden Buch um eine spannende, durchgängig innovative, souveräne und versierte Lektüre. Frau Friesel-Wark leistet unzweifelhaft einen wichtigen Beitrag für die Supervision. Man darf ihr zudem attestieren, das gesamte Spektrum der „Körperdiskussionen“ überzeugend rekonstruiert zu haben. Es gelingt ihr, die Dimension des Körpers von einer unspezifischen tendenziell trivialen Hilfepraxis zu einer reflexionsfähigen Kategorie entwickelt zu haben.

Autor*innenverzeichnis

Althoff, Monika

Prof. Dr. phil.; Professorin für Sozialwissenschaften/Soziale Arbeit an der iu Internationale Hochschule am Standort Dortmund mit den Schwerpunkten Beratungswissenschaft, Theorien, Konzepte und Methoden der Sozialen Arbeit. Mitherausgeberin FoRuM Supervision – Onlinezeitschrift für Beratungswissenschaft und Supervision. Freiberufliche Supervisorin (DGSv).

Kontakt: monika.althoff@iu.org

Bredemann, Miriam

Dr. phil.; Supervisorin M.A., Soz. Verhaltenswiss. B.A., Dipl. Soz.-Päd.; Supervisorin in freier Praxis bei Köln, Schwerpunkte: Leitungs- und Teamsupervision in den Arbeitsfeldern der Sozialpsychiatrie, der Kinder- und Jugendhilfe, der Pflegearbeit und der kommunalen Gleichstellungsarbeit. Dozentin und Lehrsupervisorin am „Weiterbildenden Masterstudiengang Supervision und Beratung“ an der Universität Bielefeld.

Kontakt: info@diskurs-bredemann.de

Homepage: www.diskurs-bredemann.de

Conzen, Peter Volker

Dr.; Diplom-Psychologe, leitete bis zum Sommer 2021 die Beratungsstelle für Eltern, Jugendliche und Kinder des Caritasverbandes für die Stadt Bonn. Veröffentlichungen zum Werk Erik H. Eriksons, zur Identitäts- und Fanatismus-Forschung.

Emmerling, Tim

M.A. Erziehungswissenschaftler; Lehrberater (GwG); Personenzentrierter Berater (GwG/DGfB); B.A. Sozialarbeiter; staatlich anerkannter Erzieher; freiberuflicher psychologischer Berater in eigener Praxis in Detmold; hauptberuflich tätig als sozialpädagogische Fachkraft im Kommunalen Integrationszentrum des Kreises Lippe; Lehrbeauftragter an der Fachhochschule des Mittelstands (FHM) für „Beratung im Kontext von Integrationsmanagement“.

Kontakt: tim.emmerling@yahoo.com

Friesel-Wark, Heike

Prof. Dr. phil.: Professorin an der Fließner-Fachhochschule Düsseldorf mit den Schwerpunkten Beratung und Fallverstehen, Theorien und Handlungskonzepte Sozialer Arbeit. Mit-Herausgeberin des Forum Supervision - Onlinezeitschrift für Beratungswissenschaft und Supervision. Freiberufliche Supervisorin (M.A., DGSv).

Kontakt: friesel-wark@fliedner-fachhochschule.de

Gröning, Katharina

Prof. Dr.; Professorin für pädagogische Beratung an der Universität Bielefeld; Wissenschaftliche Leitung des weiterbildenden Masterstudiums Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld und Supervisorin (DGSv).

Kontakt: katharina.groening@t-online.de

Heimann, Regina

Dr. phil., Dipl. Päd., Ausbildung in Transaktionsanalyse (DGTA), Schwerpunkte: Habitussensibilität und Sozioanalyse in Bildung, Coaching und Supervision; habitussensible Studienberatung an weiterführenden Schulen; Studiengangskoordinatorin des Masterstudiengangs Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld und Supervisorin in eigener Praxis.

Kontakt: regina.heimann@uni-bielefeld.de

Homepage: www.regina-heimann.de

Lebeda, Dorothee

Prof. Dr. phil.; Professorin im Fachbereich Gesundheitswesen an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen: Pflegepädagogik mit dem Schwerpunkt Beratung; Krankenschwester, Diplom Pflegewissenschaftlerin, M.A. Supervision (DGSv).

Kontakt: d.lebeda@katho-nrw.de

Stenzel, Heidrun

Dipl.-Supervisorin, Dipl.-Sozialarbeiterin, Lehrende/Lecturer an der TH Köln, Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften

Kontakt: Langenhagen 49, 33617 Bielefeld

Walpuski, Volker Jörn

M. A. Mehrdimensionale Organisationsberatung (Universität Kassel), M. A. Diakonienmanagement (Kirchliche Hochschule Wuppertal-Bethel), Diplom-Religionspädagoge (EFH Hannover), Supervisor und Coach (DGSv), Mediator (Bundesverband Mediation) und zertifizierter Onlineberater. Studiengangskoordinator des Masterstudiengangs Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld sowie freiberuflicher Supervisor und Organisationsberater. Publikationen: <https://orcid.org/0000-0002-9628-0283>

Kontakt: volker.walpuski@uni-bielefeld.de

Homepage: www.orevo.de

Veranstaltung

Zur Bedeutung der Fallrekonstruktion in der beraterischen bzw. supervisorischen Praxis.

Einladung

zur Theoriereihe reflexive Supervision

Wissenschaftliche Fachtagung der Zeitschrift
Forum Supervision und des Weiterbildenden
Masterstudiengangs Supervision und Beratung.

Anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Weiterbildenden Masterstudiengangs Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld, im Jahr 2016 haben die verantwortlichen Kolleg*innen in Redaktion, Herausgeberschaft und im Studiengang selbst beschlossen, das Thema Fallsupervision an eine prominente Stelle der universitären Ausbildung zu setzen. Mit der Fallanalyse von Fritz Schütze und der objektiven Hermeneutik im Rahmen des Ansatzes der klinischen Soziologie in der Tradition Ulrich Oevermanns stehen uns ausgereifte Konzepte und wissenschaftliche Zugänge zu den latenten und verdeckten Dimensionen von Fällen zur Verfügung. Im Rahmen einer reflexiven Supervision, so wie wir sie hier in Bielefeld vertreten, wollen wir wissenschaftlich anerkannte Methoden nutzen, um Felder, in denen wir als Supervisor*innen tätig sind zu erhellen und Verstehenszugänge zu erarbeiten. Wir freuen uns deshalb sehr, dass Roland Becker Lenz und unsere Absolventin Anna Maria Generotzky zu diesem Thema vortragen werden.

Termin: 11. Februar 2023 von 9:30-15:30 Uhr

Aufgrund der Energiekrise und der Pandemie wird die Veranstaltung online stattfinden. Die Teilnahme an der Veranstaltung ist kostenlos.

Anmeldung: Bitte senden Sie Ihre Interessensbekundungen an:

master.supervision@uni-bielefeld.de oder katharina.groening@uni-bielefeld.de

Vortragsprogramm/-zeiten:

Begrüßung:

Prof. Dr. Katharina Gröning

„Konjunkturen der Beratungskritik und die Anforderungen an eine qualitative hermeneutische Supervisionsforschung“

10:00-11:15 Uhr

Prof. Dr. Roland Becker-Lenz (Institut für hermeneutische Sozial- und Kulturforschung, Frankfurt am Main): *„Fallverstehen und Fallrekonstruktion in der beraterischen bzw. supervisorischen (Ausbildungs-)Praxis“*

11:30-12:30 Uhr

Anna Maria Generotzky (Masterstudiengang Supervision und Beratung an der Universität Bielefeld): *„Der Missbrauchsfall Lügde- Eine Fallrekonstruktion zur Aufdeckung der latenten Sinnstrukturen im Fall mit Hilfe der objektiven Hermeneutik“*

Mittagspause

13:00-14:30 Uhr

Resonanzgruppen

14:45-15:30 Uhr

Auswertung und Ergebnissicherung

Zu den Personen:

Prof. Dr. Roland Becker-Lenz (geb. 1963), Dipl.-Sozialarbeiter und Dipl.-Soziologe, war mehrere Jahre als Sozialarbeiter in der Jugendarbeit und als Soziologe in Praxisforschung und Praxisberatung im Feld der Sozialen Arbeit tätig. Er ist Professor für Soziale Arbeit an der FH Nordwestschweiz. Seine Schwerpunkte in Lehre und Forschung sind die Sozialisationstheorie, die Professionalisierungstheorie sowie Methoden und Theorien Sozialer Arbeit.

Anna Maria Generotzky, Absolventin des Masterstudiengangs Supervision und Beratung (2021). Arbeitet als Sozialarbeiterin und Familientherapeutin seit vielen Jahren im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe. Der Schwerpunkt liegt in der Arbeit im Kinderschutz. Als Supervisorin tätig im Raum Hamburg, Schleswig-Holstein und Niedersachsen. Gewinnerin des Cora Baltussen Preises der DGSV 2022.